


Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**;
mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**




Der Sichel Sang . . .


Der Sichel Sang ist nun verklungen,
Die Schnitter rüsten sich zur Ruh
Und schreiten durch die Dämmerungen
Dem abendstillen Dorfe zu.

Indes der Tag auf leisen Schwingen
Empor zu fernem Erden schwebt,
Indes die Vesperglocken klingen
Und stumm die Nacht ihr Traumnetz webt.

Die letzten sommermüden Lieder
Der Waldesstimmen schlafen ein,
Und auf die Wiesen flutet nieder
Des Mondes bleicher Silberschein . . .

Emil Schultze-Malkowsky.





Kains Entsühnung.

Roman von Luise Westfisch.

(7. Fortsetzung.)

Drei Jahre gingen hin mit Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Als die letzten gelben Birkenblätter im Moor von den Zweigen wehten, stand Janfredrik vor der Gefängnistür, ein freier Mann.

Er stand und zögerte und ging mit kurzen, unsicheren Schritten wie einer, dem die Welt fremd geworden ist, und der keine Eile hat, dem entgegenzugehen, was auf ihn wartet. Zu nichts Eile. Wer drei Jahre lang abgesehen war vom Losen und Brausen des lebendigen Lebens, der hat's im Gefühl, nicht bloß im Verstand, daß dies Leben seinen Gang geht, auch wenn er nicht mitfährt.

Statt einer weißen Haarlocke durchzog jetzt ein Netz von Silberfäden seinen Schopf. Nur sah man das nicht, das Haar war nach Gefängnisfittung kurz geschoren. Seine Gesichtshaut war gebleicht, aber unverändert die wie in Holz geschnittenen Züge. Ein Fältchen mehr lief um die Mundwinkel, das war alles.

Eine lange Zeit, drei Jahre — und waren hingegangen wie ein Traum. Gleichmäßig wie daheim die Weiber ihr Gespinnst vom Wocken, so hatte jedes seine Tage abgehäpelt, überraschend glatt und mild. Das machte, sie gehörten eigentlich gar nicht zum Leben. Eine Zeit hinter Mauern, folgten einem fremden Willen, verbracht, die zählte nicht, die galt nicht. Ihr Leid und ihre Freude wurden nicht voll empfunden. Es war ja nicht Janfredrik Holm, der sie lebte, es war Nummer Drei- undfünfzig — eine brave, gehorame und fleißige Nummer. Wenn die engen Wände der Zelle Janfredrik fast ersticken, das Heimweh nach dem scharfen Wind der Niederung ihn krank machte, sagte er sich, daß er hübe, daß diese Strafe Stunde um Stunde, Tag um Tag ein Teilchen von seiner Schuld abtrug, das Geschehene in gewissem Sinn ungeschehen machte. Das war gut zu glauben. Heut nun begann das wirkliche Leben wieder, heut gewannen sein Leid, sein Glück wieder die alte Gewalt. Jetzt mußte sich's zeigen, wie viel von der vor dem Gesetz getilgten Schuld als Rest in seinem Herzen stehen geblieben war. Vielleicht, wenn er wieder Janfredrik Holm war und nicht mehr Nummer Drei- undfünfzig, würde die Verzweiflung wieder vom Grund seines Herzens heraufsteigen. Sie war nicht tot.

Schwerfällig suchte er sich seinen Weg zur Bahn. Wahrscheinlich waren Schmalenbecker Torfschiffer im Hafen. Aber er mochte keinen Landsmann bitten, ihn mitzunehmen.

Eine seltsame Stumpfheit war in ihm, nicht Freud, nicht Leid. Nur seine Füße fühlte er steif, und da war etwas, das lag ihm wie ein Sack Torf auf dem Nacken, so daß er den Kopf beugen mußte. Er kletterte in den Zug. Die Hände auf den Knien sah er, starnte aus dem Fenster und sah die Landschaft nicht, die vorüberflog. Endlich Ottersberg. Er lehrte nicht ein, er machte einen Bogen um den Ort. Niemand sollte ihn fragen. In Bremen hatte er sich ein Stück Brot gekauft. Das aß er, während er die sacht ansteigende Chaussee hinaufging. Der Weg war menschenleer. Wo er doch von fern ein Fuhrwerk oder einen Bauern kommen sah, wich er seitwärts in den Föhrenwald, versteckte sich im Busch. Mit jedem Schritt stieg seine Scheu. Seine des Gehens entwöhnten Füße schmerzten, aber mit gewaltiger Anstrengung leuchtete und stolperte er vorwärts. Heim! Nur heim! In seinem Haus sich verkriechen wie ein Tier in seiner Höhle.

Schrecklich war dieser Weg. Denn zu beiden Seiten lauerten die Erinnerungen, stürzten auf ihn ein. An dieser Biegung hätte Brün beinahe den Wagen umgeworfen. Aus diesem Holz hatten sie Stämme für ihren Dachstuhl geschlagen. Auf jenem Heidsreifen hatte der Schullehrer nach altgermanischen Urnen gegraben, und Brün, der ihm dabei ge-

holfen hatte, war mit einem hübschen Taschengeld heimgekommen. Brün, Brün und immer Brün! Jeder Meilenstein erzählte von ihm. Die düsteren Föhren, die kahlen Haselstauden am Weg, die Wolken am Himmel, die weite Heide schienen ihm entgegenzurufen: Janfredrik, wo ist dein Bruder Brün?

Janfredrik blieb stehen, sah wild um sich. Sollte das so weiter gehen, so bleiben sein Lebtag? Dann lieber tot! Dann lieber gleich nach Ottersberg zurück und unter die Räder des nächsten Zuges! Aber er beruhigte sich gewaltsam. Das mußte vorübergehen. Nur das erste Wiedersehen der Heimat rührte solchen Jammer auf.

Dort lag Duellhorn. Von dort hatten sie ihren Einzug gehalten ins Moor, den Hausbalken auf dem Rücken, das Bündel in der Hand — einen ganzen Blumengarten voll Hoffnungen im Herzen.

Es war ihm unmöglich, durch das Dorf zu gehen. Wie ein Dieb umschlich er es auf Ackerfurchen, über Odland hin. Und nun tat das Moor sich vor ihm auf im düsteren Herbstgewand, schwarz und kahl, wo im Frühsommer ein Meer von Fruchtbarkeit, das Korn in übermannshohen Halmen wogte und jedes Gehöft in den Schnee seiner Birnbäume, die Rosenwolken seiner Apfelblüten gebettet lag. Gut, daß der frühe Herbstabend hereinbrechen mußte, bevor er Schmalenbeck erreichte. Wie der räubernde Fuchs in seine Höhle würde er sich von rückwärts in sein Haus schleichen, die Tür hinter sich schließen, ruhen, endlich ausrufen.

Jetzt folgte er keiner Strafe mehr. Quer über die federnden Schollen des Moorbodens nahm er seinen Weg. Die ferneren Dächer mit den in den düsteren Himmel schneidenden Pferdeköpfen zeigten die Richtung.

Da der erste Hof, Patwessens Hof. Aber die Dämmerung lag schon grau auf den öden Feldern. Feierabend überall. Der Rauch qualmte über allen Dächern, die kleinen Fensterchen strahlten in die Nacht wie auf die Erde gefallene Sterne. Auf allen Tischen dampfte jetzt die Buchweizengröße. Er würde keinem begegnen. Weiter! Weiter! Auch von der Rückseite, auch im Dunkeln kannte er jedes Gehöft. Wenn nur die Füße ihn noch trugen! Da stand im Heidekraut der Pfahl mit dem übergitterten Brett, dem Standesamtskasten von Schmalenbeck, in dem die Verlobungen ausgehängt wurden, die Sterbefälle, Geburten und alle wichtigen Bekanntmachungen. Er stand auf dem Grundstück des Vorstehers.

Nach Halt suchend, umklammerte Janfredrik den Pfahl, startete mit brennenden Augen auf das Haus. Von dort hatte das Unglück seinen Ausgang genommen.

Da rief eine Stimme ihn an. Fast wäre er vornüber gestürzt vor Schreck.

„Wetken is dr?“ Kort Ehlers kam hinter ihm über den weichen Grund, sein Arbeitzeug auf der Schulter. Er hatte sich beim Reinigen eines Kanals verspätet.

Janfredrik erkannte ihn trotz der Dunkelheit. Und als er sich jetzt umwendete, erkannte ihn der Vorsteher auch. „Bist du dat, Janfredrik Holm?“ Er hielt ihm die Hand hin. „Janfredrik Holm, ik heet di willkommen in Schmalenbeck. Kümmt mit mi in't Huus?“

Janfredrik, der mit den Fingerspitzen die Hand des anderen genommen hatte, ließ sie los. „Nee, nee.“

„Da ist kein in, wo dir nich ansteht, Janfredrik“, sagte Ehlers feierlich. „An da ist auch kein solcher in gewesen in all den Jahren. Wir wissen, was wir dir schuldig sind.“

„Nee,“ wiederholte Janfredrik, „ich muß nach Haus.“ „Denn so geh ich mit dir“, erklärte Ehlers, warf sein Arbeitzeug auf die Erde und schritt neben Janfredrik her.

Der schwieg und hastete und stolperte vorwärts.

„Janfredrik,“ hob der Borsteher nach einer Weile wieder an, „du hast zuverlässige Freunde und treue Nachbarn in Schmalenbeef. Und wir all haben, jedereiner dazu getan, daß du dein Haus un Hof in gutem Zustand wiederfindest. Dein Saattorn liegt auf der Hille, und über das Viehkaufen, und was du sonst brauchst, sprechen wir morgen.“

Wieder schwieg Janfredrik. Stumm wanderten sie eine Weile. Dann sprach Ehlers von neuem: „Laß dein Klunten nich zu tief hängen, Janfredrik Holm. Das Leben, süß, das is wie so'n heißer Sommertag. Das gibt da Sonnenschein in un Sturm un Unwetter auch. Und wir Menschen müssen das hinnehmen, wie Gott will. Du hast dir vergessen un hast dein Bestrafung abgessen. Nu mach' da einen Strich unter, Janfredrik. Hier in Schmalenbeef is keiner, der sich nich freut, daß du da wieder bist.“

Sie standen vor Holms Haus. Da tat der Heimgekehrte endlich die Lippen voneinander und antwortete: „Doch, Borsteher Ehlers, da is ein, der hat das Freuen verlernt. Un der ein, das bin ich.“

Er sprach nicht sein heimisches Platt. Ohne daß er's wollte, kam Hochdeutsch ihm auf die Lippen. Das Gefühl, daß etwas ihn fortan von seinen Mitbürgern schied, das nicht wegzulöschen, nicht zu vergessen sein würde, machte es ihm unmöglich zu sprechen, wie er einst gesprochen hatte.

Ehlers stieß die Tür auf und entzündete die kleine Öllampe am Herdhemmel. Bis auf die leeren Viehstände sahen diese und Flett ganz wohllich aus. Der Boden war rein gefegt. Sauber glänzten die Töpfe auf ihren Vorden. Im Feuerloch lag der Dorf zum Anstecken bereit, ein Stück Schinken, Brot und Butter warteten auf dem Tisch.

„Affkurat als ob er da noch wär.“

Plötzlich, ununterdrückbar überkam Janfredrik ein wildes Schluchzen, das volle Bewußtsein seiner Einsamkeit. Er stürzte auf das Mosaikplaster des Fletts, das Brün und er gemeinsam ausgebeffert hatten, stieß die Stirn gegen die Steine.

„Ich war beseffen, beseffen, beseffen! — Der Teufel hat mir die Hand geführt!“

Ehlers empfand diesen Gefühlsausbruch peinlich, als eine Verletzung herber Manneswürde. Aus Scham für den am Boden Liegenden ging er sacht aus der Tür.

Janfredrik hörte den Schritt verhallen. Er fühlte in seinem nüchternen Sinn selbst das Beschämende, Nutzlose, fast Unanständige seines Ausbruchs. Aber seine knorrige Kraft war in drei hinter Gefängnismauern verbrachten Jahren gebrochen. Er konnte sich nicht zügeln. Er schrie, er brüllte um seine Tat und den Gefährten hier an der Stelle, wo von Brüns Wesen und Wirken jeder Gegenstand die Spur trug.

Als der Schmerz abflaute, fühlte Janfredrik sich zu matt, um in sein Bett zu kriechen. Angekleidet, auf den Steinen des Fletts, neben der kalten Feuerstätte fiel er in die bleierne Bewußtlosigkeit äußerster Erschöpfung.

Der Morgen kam, die Nüchternheit des Morgens. Vor Janfredrik lag die Arbeit, die getan sein wollte, ein verödeter Hof, den er zum Leben erwecken, brachliegende Felder, die er der Fruchtbarkeit zurückgeben sollte. Er schüttelte die steif gewordenen Glieder, aß hastig von dem Brot auf dem Tisch. Arbeiten! Arbeiten! Vielleicht brachte ihm das Bergeffen.

Doch als er beginnen wollte, sah er, daß das Arbeiten nicht so einfach war. Er war zweifam gewesen zu allen Berichtigungen — nun war er einsam. Er brauchte Vieh, er brauchte Futter. Er brauchte einen Knecht. Wie sehr er sie scheute, er brauchte Menschen.

Als er noch um den Mut rang, sie aufzufuchen, kamen sie schon zu ihm, schwerfällig und ernsthaft wie ihr Heimatboden und voll verborgener Güte und Wilde wie er. Ehlers, Jan Meier-Clüvers, Latwesen, eine ganze Schar. Auf ihren Schultern trugen sie Säcke, Packen, Körbe, an Stricken

führten sie Ziegen und Ferkel. Jeder schleppte oder zog seine Gabe auf die Diele vor den vor Bewegung stummen Mann, drückte ihm die Hand und sagte seinen Spruch, jeder denselben.

„Gü'n Dag oof, Janfredrik Holm. Dat's got, dat du dr wedder bist. Un dat dor wardst woll vör'n Anfang brufen künn.“

Es waren auch Frauen mitgekommen. Die räumten flink die Grübe und Butter in den Schrank, führten Ferkel und Ziegen in ihren Stand und öffneten den Hühnern die Körbe.

„Wenn du 'n Kuh brauchst,“ sagte Ehlers, „ich hab' ein, die wollt' ich nach Scharnbeek auf'n Markt treiben. Falls sie dir ansteht, können wir das ja gleich hier richtig machen.“

Die tatkräftige Freundlichkeit seiner Dorfgenossen tat Janfredrik doch wohl. Wie er zwischen ihnen stand, schien's ihm, als würde der schwankende Boden unter seinen Füßen wieder fest, als würde er vielleicht doch wieder unter ihnen leben können — ein Gleicher unter Gleichen, kein Gezeichneteter.

„Nahwers,“ sagte er, während er wieder und wieder ihre harten Hände drückte, „Nahwers, das vergeß' ich euch nich. Das werd' ich euch wahrhaftig nich vergessen.“

Er ging gleich mit Ehlers, um die Kuh zu sehen.

Des Borstehers Mutter, die Matrone der Familie, saß noch aufrecht am Feuer und bewachte den Grütpopf. Mleid trat ihm entgegen, gab ihm wortlos die Hand. Unverändert schien ihr längliches Gesicht unter dem silberblonden Scheitel, unverändert der herb zuverlässige Blick der hellen Augen. Und wie sie vor ihm stand, schlank und ruhig, in der kühlen Reinheit, die sie umfloß, die ganze Erscheinung verfeinert, durchgeistigt durch das Leid, das sie um ihn getragen hatte, da schoß es ihm durch den Sinn, daß bei dieser Frau der Friede wohne, daß ihr wie den weisen Frauen aus alten Sagen wohl die Macht gegeben sei, von Schuld zu entbinden, ein entweihetes Haus neu zu heiligen durch ihre Gegenwart.

Sie sprachen kein Wort, sie drückten einander nur die Hände.

In beiden waren die letzten Reden lebendig, die sie am Brunnen draußen gesprochen hatten, die Prophezeiung des Mädchens, das seine Liebe zur Seherin gemacht hatte.

Die gekaufte Kuh am Strick wanderte Janfredrik heim. Er besorgte seinen Hausstand, kochte sein Essen mit hastigen Bewegungen in einer Eiligkeit, die ihm sonst nicht eigen gewesen war. Die Schatten in den Winkeln der dämmerigen Diele erfüllten ihn mit seltsamer Unruhe. Er hastete, hinauszu kommen auf das freie Feld, in die stehende Tageshelle, die keine Schatten sich zusammenballen läßt.

Die Kuh hatte er eingespannt. Es war hohe Zeit, den Boden umzubereiten für die Winterfaat. Während er den Pflugflurz in das hart gewordene Erdreich drückte, war Andacht in seiner Seele, eine ihm fremde Demut. Als ein Glück über Verdienst empfand er's, daß er wieder den eigenen Boden bestellen durfte, ein freier Mann. Emsig zog er Furchen auf Furchen, kämpfte mit zusammengebissenen Zähnen gegen die Mattigkeit, die ihn ob der lang' entwöhnten Anstrengung besiel. Nicht rasten! Arbeiten! Arbeiten!

Aber in der frühen Herbstdämmerung nahm das junge Birkenestrüpp seltsam verschwimmende Formen an. Es war ein unheimliches Leben in den Fegen von schweflig leuchtendem Gelb, die noch am entblätterten Gesträuch hingen. Sooft er sich dem Aderrand nahte, senkte er schein die Augen. Beobachtete ihn nicht ein weißes Gesicht zwischen den gelben Blättern hervor? Strich es nicht wie Klage über den bleifarbenen Tümpel dort?

Plötzlich stand der Pflug. Beide Hände preßte Janfredrik auf sein wie ein Hammer pochendes Herz.

Da war ein Ruf gewesen, eine Frage. Hatte seine eigene Seele sie getan? Der Nachtwind? Oder einer, den Menschenaugen nicht mehr sahen, der doch gegenwärtig war?

Nein, er war doch nicht wie die andern, konnte nie wieder werden wie sie. Er hatte eine Erfahrung vor ihnen voraus: das in Entsetzen verzerrte Gesicht, die brechenden Augen Brüns.

Seine Hände hatten nicht mehr die Kraft, die Schärfe des Pflugs ins Erdreich zu drücken. Mit knickenden Knien, das bedächtige Zugtier ungeduldig nach sich zerrend, flüchtete er aus der freien Weite in die umschließenden Mauern. Aber es ward drinnen nicht besser. In der Stille, die so groß war, daß er meinte, das leise Rinnen der Zeit zu hören, in der Einsamkeit brachen die Gedanken aus ihren Schlupfwinkeln, Heere quälender Erinnerungen und Vorstellungen. Viele und Flett waren voll von ihnen.

Er zündete eine Kerze an, setzte sich in die Stube. Die Bibel legte er auf den Tisch, begann zu lesen. Mit dem Finger die Zeilen entlang fahrend, las er die oft gelesenen Stücke. Und immer weiter. Er hatte nicht das Herz, die Augen zu heben. Er fürchtete sich, er wußte nicht wovor. Aber die Buchstaben verschwammen endlich vor ihm. Sein Gesicht sank auf die Blätter.

Mit einem gräßlichen Schrei fuhr er auf. Hier am Tisch hatte einer gestanden, er hatte ihn deutlich gesehen, nimmer würde er es sich ausreden lassen, hatte mit weißen Lippen, nicht zornig, traurig nur gemurmelt: „Warum hast du mir das getan, mein Bruder? Ich war jung, ich mochte gern leben. Ich hab' dich nie gekränkt. Bruder Janfredrik, warum hast du mich ermordet?“

Janfredrik riß den Leuchter vom Tisch. Mit hoch erhobnem Arm leuchtete er rings um sich. Da war nichts. Er verriegelte die Stubentür, verkroch sich im Bett. Aber ob er gleich die Betttüren zuzog, den Kopf tief in die Kissen vergrub, er hörte die ganze Nacht draußen vor den Fenstern eine feine Stimme:

„Komm mit! Komm mit! Was willst du noch bei den Lebendigen? Zu denen gehörst du nicht mehr. Du gehörst zu mir, mein Bruder Janfredrik. Ich führe dich. Komm mit!“

Fast erfüllte Janfredrik mit Zorn, was er erlebte. Hatte er nicht seine Sache dem Menschengerecht übergeben? Das hatte ihm die Buße festgesetzt. Er hatte sie getragen ohne Murren in dem naiven Zutrauen, daß seine Seele dadurch frei werden würde. Aber kaum kehrte er zurück in die gewohnte Umgebung, so fühlte er den Segen dieser Buße hinschmelzen wie Frühjahrschnee. Umsonst der Losspruch von Richter und Dorfgenossen. In seiner eigenen Brust der Richter wollte nicht losprechen, und der Schatten des Erwürgten rechte sich zürnend vor ihm auf und forderte bessere Sühne.

Vor Tau und Tag war er auf dem Acker. Er wollte sich Frieden erzwingen, wollte die Angst nicht Herr über sich werden lassen. Und plötzlich stieg sie doch so hoch, daß er alles stehen und liegen ließ, zum Nachbarhof hinüberlief, Menschen zu sehen, Menschen sprechen zu hören, sich an der Seite von Menschen sicher zu wissen vor Gespenstern. Und am Abend saß er stumm, in sich gefehrt, an einem fremden Herd.

In der Nacht stand Brün Lorensen trotzdem wieder an seinem Bett, fragte mit leiser, trauriger Stimme: „Warum hast du mich ermordet, mein Bruder?“

Bier Tage kämpfte Janfredrik einsam. Dann faßte er seinen Mut zusammen, vertraute sich dem Schullehrer. Der glaubte nicht an Gespenstererscheinungen toter Leute, wohl aber an die zerrütteten Nerven Lebendiger. Er gab Janfredrik eine Mixtur mit der Versicherung, daß sie alle Spukgestalten bannen würde. Er sprach auch mit Vorsteher Ehlers. Man dürfe Janfredrik nicht sich selbst überlassen. Er sei auf dem Weg, sich Torheiten in den Kopf zu setzen.

Am nächsten Tag, als er vom Feld heimkehrte, fand er seinen Kessel dampfend, die Mittagsgrütze und frischgebackenes Brot auf dem Tisch. Alheid hatte sich den Kock aufgesteckt und wusch ihm Flett und Diele auf.

„Dat du dat oof en beten akkurat hest, as sif dat vör di hört. Zi Mannslie versteht dr nix vun.“

Sie hielt sich nicht auf. Kaum daß sie ihm die Hand gab. Von ihrer lieben Gegenwart blieb doch etwas wie Frieden im Haus hängen. Und Janfredrik saß den langen Abend und grübelte, wie es jetzt sein würde, wenn er ihr nicht die Treue gebrochen hätte, wenn sie seine Frau geworden wäre. Dann wohnte das Glück in seinem Haus, die Wirtschaft gebieh, die Vorräte häuften sich in den Truhen. Liebe Kinderchen sahen ihn mit Alheids ehrlichen Augen an, riefen ihn Vater, und Brün — Brün wohnte bei ihnen in Kraft und Jugend, und sein Frohsinn würfe Sonntagsglanz über jede Alltagsstunde.

Es wurde aber nicht besser mit ihm trotz der Tränkchen des Lehrers. Mitten in der Arbeit überkam es ihn, daß er die Arme sinken ließ, untätig der einen Frage nachsahm, die Brün ihm in jeder Nacht wiederholte: „Warum?“

Er sah Brün jetzt auch am Tag. In der Schattenecke hinter den Pferdeständen stand er, wartete.

„Janfredrik Holm,“ sagte Ehlers eines Tags, „hier in Schmalenbeek is keen, de di helpen kann. Dok use Scholmeester weet vun söffe Saken nich Bescheid. Du schüllst mol to'n niegen Pastor in Grasdorf gahn. De het sief Johren up nix anners studeert, as wo he Sünners met ehn Herrgott wedder utföhnen künn. De mutt woll en Rat vör di weeten.“

Am nächsten Sonntag ging Janfredrik zum Pastor.

Es war ein junger Mann von der Geest, der Bibel und Kirchenlehre gut kannte — weniger gut die Anschauungen der Moorleute, dieses kräftigen friesischen Stammes, auf dem das Christentum nur als loses Pfropfreis haftet, in dessen Verständnis das Alte Testament mit seinem Aug' um Auge, Zahn um Zahn sehr wohl eingeht, dessen eigenster Empfindung der Begriff Vergebung aber immer etwas Fremdes bleiben wird, fast etwas nicht ganz Anständiges, weder für den, der Übelthat vergibt, noch für den, der sie sich vergeben läßt.

Er sprach, wie Amt und Überzeugung ihn hießen, wies mit eifrigen Worten auf das Blut Christi hin, das zur Vergebung für alle Sünder gelassen sei, und dessen Wunderkraft jeder einzelne durch herzlichsten Glauben sich zu eigen machen müsse.

Janfredrik sann nach. „Das is swer, Herr Pastor. Köönt' ich mein Schuld nich lieber abplügen, abackern? Ich mein', irgendwie abarbeiten?“

Fast erschrocken schüttelte der Pastor den Kopf. Nein, nein. Keine äußere Tat. Im Geist müsse die Wandlung geschehen. Eine völlige Wiedergeburt durch den Glauben.

Janfredrik hörte zu. Endlich antwortete er: „Ja, Herr Pastor, das seh' ich ein, das mag ganz gut angehen, daß der liebe Gott mir vergibt. Weil er mit der Ewigkeit rechnet, macht es für ihn ja nich ganz viel aus, ob ich ihm Brün eine kurze Zeit früher zuschicken tat, als er ihn haben wollt'. Es is man, daß Brün mir nich vergibt, den ich sein Leben gestohlen hab', Jahrens, viele glückliche Jahrens, Frau und Kinders, die er hätt' haben können — un daß ich mir nich vergeben kann, daß ich das getan hab', Herr Pastor. Ich nich, verstehen Sie? Ich nich — ich nich.“

Gegen den Schluß wurde seine ruhige Rede leidenschaftlich. Er stand hochaufgereckt. Etwas Erschütterndes lag in diesem Aufschrei eines dumpf verschlossenen, stolzen und starren Menschen. Den jungen Seelsorger in seiner Sicherheit durchschauerte zum erstenmal die Ahnung, daß es Seelen und Leiden gäbe von solcher Art, daß aller Trost der Kirche, den er zu spenden wußte, davor versagte.

Ungetröstet, unerleichtert stapfte Janfredrik nach Schmalenbeek zurück. Die Winterdämmerung brach herein, als er sein Haus erreichte. Zögernd, fast furchtsam öffnete er die Tür. Da sah er Feuer auf der Herdstätte glimmen. Am Herdhimmel brannte das Lämpchen. Der Kessel dampfte. Alheid stand davor.



Beim Würfelspiel.

Gemälde von H. Kotschewer.

Ihm war's wie einem Kind, das sich im Dunkeln gefürchtet hat und unerwartet seine Mutter vor sich stehen sieht. Süße Beruhigung überkam ihn. „Du! — Du.“

„Du heft jo keen Minschen.“ Sie schöpfte geschäftig die fertige Grütze in die Schüssel, schnitt Brot und Wurst. Er stand, sah ihr zu.

„Wat hatt de Pastor seggt, Janfredrik?“

Er runzelte die Stirn, legte sein Gesangbuch weg. „Der weiß auch nix.“

Sie sah ihn an. Da er aber nichts redete, vor sich hinstarrend am Feuer stand, nahm sie leise ihr Tuch, ging zur Tür.

Da wendete er sich erschrocken um. „Hast zu tun, Alheid?“

Sie schüttelte den Kopf. „Hüt is jo Sünndag.“

„Dann bleib noch, bleib. Ich bitt' dich.“

Alheid legte das Tuch wieder hin. „Wenn du dat hebben magst.“

Er sah jetzt am Tisch und sah ins Leere. Sie störte ihn nicht. Ganz ruhig hielt sie sich am Herd. Eine Weile schwiegen beide.

Plötzlich stand er auf, holte die Bibel aus der Stube, schlug sie auf, nahm ein vertrocknetes Kräutchen heraus, wies es ihr. „Weiße Heide. Die is von ihm. Ich hab' sie ihm aus dem Knopsloch gerissen, weißt, damit daß er nich sterben sollt' — ich!“ Er lachte traurig. „Versteht das?“

„Janfredrik,“ sagte Alheid innig, „wenn Brün seihn künn, wo du di afhärmst, dat würd' em de Ruh im Graff nehmen.“

„Nee!“ widersprach Janfredrik lebhaft. „Er kommt ja immers mir zu mahnen.“

Alheids Augen füllten sich mit Tränen, sie hielt seine Hand fest. „Janfredrik, du büst to veel alleen. Du möst een hebben, der üm di sorgt, di behüd'd.“

Sie stockte. Ihre Augen waren den seinen begegnet. Mit seltsamem Ausdruck sah er sie an. Der gleiche Gedanke war in ihnen beiden, und einer las ihn im Blick des andern, der Gedanke, was hätte sein können.

„So,“ sagte er mit ersticker Stimme, „gegen dich hab' ich auch als ein schlechten Kerl gehandelt. Du sollst hohnlachen — und du weinst um mich.“

„Janfredrik, dat Minschenhart ännert sich nich as de Maand. Niens kann nich anners. Dat föhlt dien Glück met di un dien Leed oof.“

„Alheid — Alheid —“

Eine heiße Hoffnung stieg in ihm auf. Die Versuchung trat an ihn heran, mächtig, übermächtig in der stillen Stunde, vor dem Mädchen, in dessen treuen Augen er Liebe las, Ergebenheit trotz allem, über alles hinweg bis ans Ende. Ein Schatz war da vor ihm, so köstlich, so einzig, wie es ihn in

der Welt nicht zum zweitenmal gab, er brauchte ihn nur zu heben, und sein von hoffnungsloser Dual zermürbtes Herz wurde schwach. Sie an sich reißen, an eine warme Menschenbrust sich flüchten vor dem rachsüchtigen Schatten, nicht mehr allein sein! Von warmen Händen sich die Falten von der Stirn streichen zu lassen — nicht mehr allein sein in der fürchterlichen Einsamkeit seiner Schuld, von der aus keine Brücke zu der übrigen Menschheit führte.

„Janfredrik!“ sie neigte sich zu ihm. Sie flüsterte. „Ich hebb di leiw. Dat schallst weeten. Wat du oof dohn heft, wat du oof noch dohn muggst — ik hebb di leiw.“

„Nee, nee, nee!“

Er riß sich los. „Brün in sein kaltes Grab — und ich ein glücklichen Menschen! Das darf nich sein! Das siehst.“

Er ergriff die Bibel, blätterte drin, wies mit bebendem Finger auf eine Stelle. „Unstet und flüchtig sollst du sein auf der Erde, die sein Blut getrunken hat. Das hat Gott zu Rain gesagt — zu mir auch. Ich muß allein sein, allein bleiben — allein mit ihm, Brün. Siehst das, Alheid?“

Der Rosenkranz auf ihren Wangen war erblichen.

„So, Janfredrik, ik fühl dat.“

Er faßte wieder ihre Hand, drückte sie schmerzhaft. „Alheid, das weißt nich, daß es das Schwerste ist, was ich für Brün tun kann?“

„Doch!“ antwortete sie leise.

„Und du bleibst mir gut?“

„So lang, as ik liv, blijf ik vör di, wat ik vun Anbeginn was. Ich kann nich anners“, sagte sie einfach.

Er beugte sich, küßte sie. Schwer ging sein Atem.

„Wie hebb keen Glück, keen Glück, mien Vern.“

„Wi dohn, wat wi möt“, sagte sie. „Ich wutt nich, dat du anners wörst, as du büst, Janfredrik.“

„Alheid!“ Er haßte noch einmal ihre Hand. Noch einmal kam die Versuchung in ihrer ganzen Macht über ihn. Er bezwang sich. „Geh nu zu Haus“, sagte er rauh.

Er legte den Arm auf die aufgeschlagene Bibel, die Stirn auf den Arm. So saß er, während die Stunden unbemerkt über ihn wegglitten, wieder und nochmals und immer wieder den schweren Kampf in sich durchkämpfend, in dem er blutenden Herzens den Sieg gewonnen hatte, immer wieder die Versuchung niederkämpfend, aufzuspringen, zum Haus des Vorstehers hinüberzujagen, zu schreien: „Gib mir deine Schwester, Ehlers. Ich will nicht ausgestoßen sein! Ich will ein Mensch sein wie ihr andern. Ich will eine Frau haben, Kinder, ich will wissen, für wen ich arbeite.“

Sein starrer Gerechtigkeitsinn siegte immer wieder. Brün im kalten Grab und er ein glücklicher Mensch! Nein, es ging nicht!

(Fortsetzung folgt)

Aus hundertjährigem Jungbrunnen.

„Des Knaben Wunderhorn“.

Von Ernst Heitborn.

In der Berliner Jahrhundertausstellung hing ein kleines, bescheidenes Bild, an dem gar mancher achlos vorübergegangen sein mag. Es heißt „Auf der Brücke“, und Meister Schwind hat es gemalt. Stromabwärts sieht man in eine heitere Hügellandschaft, ein treues Kirchlein steht zur Seite, fern, von einer der Höhen, grüßt die Burg. Auf der Brücke selbst aber ist ein lebhaftes Treiben. Die Alte schiebt mühsam ihren mit Gemüse beladenen Schubkarren; ein Soldat, das Gewehr auf der Schulter, geht vorüber, ein Mägdlein blickt sinnend in das Wasser; das Ehepaar stolziert behaglich untergefaßt; der wandernde Handwerksgefell aber, in Fausrock und Mütze, das Ränzlein auf den Schultern, den Knotenstock in

der Hand, die Pfeife im Mund, kehrt eben der Stadt seinen Rücken, sein Heil da draußen, irgendwo in der Fremde, zu erproben.

Als ich das Bild zum ersten Male sah, mußte ich des deutschen Volksliedes gedenken. Hatte der wandernde Handwerksgefell es mir angetan, oder war es das zufällige Zusammen vieler, einander Fremder, deren Schicksale hier seltsam in verwandtem Ausdruck zusammengefaßt scheinen? Ich weiß es nicht. Nun aber fügt es sich, daß auch das deutsche Volkslied eine Art Jahrhundertfeier, nicht die des Geburts-, doch, wenn man will, des Namenstages begehen kann. Denn hundert Jahre sind vergangen, seit Achim von Arnim und Clemens Brentano

den ersten Band ihrer Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ veröffentlichten.

Etwa zwanzigjährig hatten die beiden um die Jahrhundertwende als junge Jeneser Studenten den Plan zu ihrem großen Sammelwerk gefaßt; sechs Jahre gingen noch ins Land, ehe er zur Ausführung kam. Nun muß man sich die beiden nicht, selbst Wanderburschen gleich, das Land durchziehend denken, obwohl sie auch manches nur mündlich überlieferte Lied aufschrieben und zu ihren Zwecken gemeinsam eine Rheinreise unternahmen: vielmehr, eine stille und emsige Gelehrtenarbeit wurde hier getan. Manches alte fliegende Blatt, Handschriften der Minne- und Meisterlänger, vergilbte Gesangbücher und Jahrmarktsdrude, doch auch die Liederbücher bekannter Dichter des siebzehnten Jahrhunderts lagen auf dem Schreibtisch, und die nächtliche Lampe zog die jungen Forscher in ihren friedlichen, gelben Kreis. Und doch war es wieder nicht Gelehrtenarbeit in unserm Sinn, die sie leisteten! Es kam diese jungen Dichter keine Scheu an, selbstmächtig zu ändern und zu bessern, manch eigenes Lied, das ihnen in seiner Weise vollstümlich klang, wurde mit eingeschmuggelt. Trotz Goethes herzlichem Willkommen stieß „Des Knaben Wunderhorn“ bei seinem Erscheinen denn auch auf heftigen kritischen Widerspruch, und leidenschaftlich wetterte der alte Joh. Heinrich Voss darein, in seinen klassizistischen Idealen, aber auch in seinem Verlangen nach philologischer Gründlichkeit verletzt. Man tat den jungen Dichtern unrecht! Nur so, wie sie es angefaßt hatten, aus jener großen Liebe und jenem holden Leichtsinne heraus, konnte eine Sammlung entstehen, lebensvoll in sich, wie das Volkslied selbst immerdar jung bleiben wird.

Nun tut sich in des „Knaben Wunderhorn“ doch noch eine andere, sehr viel gewaltigere Brücke auf, als die auf dem lieblichen Schwindschen Bild: die des Lebens selbst, die von dem dunklen Gestade in das unbekannte Land hinüberführt, ein kurzer Steg im Sonnenschein, zwischen den Finsternissen verankert. An dem Handwerksburschen, der sein Liedchen trällert, fehlt es auch hier nicht. Soldaten ziehen vorüber. „Es ist nichts lustiger auf der Welt und auch nichts so geschwind als wir Hufaren in dem Feld, wenn wir beim Schlachten sind“. Sehr viel lebhafter aber als die Freuden des uniformierten Standes treten dem Volk dessen Leiden entgegen. Die einsame Schildwache auf nächtlichem Feld singt das Lied vom Liebestummer. Den armen Tambourgesellen begleitet man zum Galgen. Dem Schweizerbuben, den des Alphorns Klang zur Fahnenflucht verleitet hat, gilt eins der schönsten Volkslieder deutscher Zunge: „Zu Straßburg an der Schanz, da ging mein Trauern an . . .“

Der Bettler steht am Weg, und er macht mit lustigem Augenblinzeln sein Recht an des Reichen Beutel geltend. Dem Bettelvogt, der den armen Burschen in den Stock legt, ist das schlimmste Schicksal nur eben billig, und das Ende vom Liede will, daß der Vogt am Galgen schaukelt, der Bettler aber die junge Witwe tröstet. Der Krüppel beschwichtigt sich wohlgenut damit, daß der liebe Herrgott, als er ihm den Rücken geschaffen, seine Kurzweil ganz besonders daran geübt habe. Für den Wegelagerer, den Strauchdieb, den bayerischen Hiesel hat man das beste, teilnahmvolle Verständnis. Sogar für den Raubritter, der durch Verrat der rächenden Justitia in die Hände fällt, ist man voll Sympathie.

Die Gewerke rücken nacheinander auf den Plan. Das Lied vom Schmied läßt die alte Form der Geselleneinkuhr und -frage neu erstehen. Der Schneider ist kein Held; seine Abenteuer sind mannigfaltig. Ihrer drei nehmen einmal eine Schnecke für einen Bären und bestehen den Strauß kläglich. Begegnet ihnen ein Bock, so ist für Schimpf und Schande gesorgt. „Und als die Schneider recht lustig waren, da hielten sie einen Tanz, da tanzten ihrer neunzig, neunmal neunundneunzig auf einem Geißenschwanz“. Doch weiß das schwache Schneiderlein in der Hölle den Teufeln so tüchtig am Fell zu flicken, daß sie Reißhaus nehmen. Und eine seltsame Symbolik führt in des Schneiders Werkstatt einmal die Parzen, so daß

die Schere des Handwerksmeisters und die der Schicksalsgöttin bedeutungsvoll durcheinander klappern. Eine ähnliche Symbolik ruft auch die Bergknappen und Weinbauer zum mythischen Dienst in Gottes Bergwerk und Weinberg auf. Der Schreiber wiederum erscheint als komische Figur, wenn ihn ein andermal auch sein Amt den Fürsten nahestellt. Schwebt er im Korb an der Winde, in den ihn das falsche Liebchen gelockt hat, so ist die Spottlust größer als das Mitleid. Die zärtliche Schäferdichtung des 17. Jahrhunderts bringt den Schäfer mit seinen Lämmern, Jesus selbst tritt mehrfach als Daphnis auf. Der Jäger zieht ins Feld, ein Wild stellt sich ihm zum Schuß und siehe! plötzlich hat es sich in ein schwarzbraunes Mädchen verwandelt. Hin und wieder trifft das Blei sie ins Herz, daß sie sterben muß, es kommt aber auch vor, daß sie ihr Jungfernkranz nur mit der Haube zu vertauschen hat. Ein feierliches Hochzeitskarnen auf Kaiser Leopoldus wird nach solcher Jägerweise gedichtet. Hier aber tritt auch das entgegen, was für das Empfinden des Volkes so rührend Zeugnis legt: religiöses und weltliches Gefühl spielen durcheinander. Der Gassenhauer wird zum Kirchenlied, das Kirchenlied zum Gassenhauer. Ein Jägerlied hebt an:

„Es wollt ein Jäger jagen
Dort wohl vor jenem Holz,
Was sah er auf der Heiden?
Drei Fräulein hübsch und stolz.“

In Kirchenlied aber heißt es:

„Es wollt gut Jäger jagen,
Wollt jagen auf Himmelshöhn,
Was begegnet ihm auf der Heiden?
Maria, die Jungfrau, schön.“

Schier unerträglich wie das Leben selbst ist die Stofffülle in diesen Gedichten. Hier sammelt die Liebe, aber sie pocht und troht auch auf. Die Standesunterschiede stellen sich trennend zwischen die Liebenden — einmal ist's gar die Frage nach dem leidigen Geld — und oftmals wiederholt sich der Gang von Abschiednehmen zu einem Wiederfinden auf der Bahre oder im Kloster; ein Traum hat inzwischen den treulosen Buhlen gewarnt. „D du verdammtes Adelleben! D du verdammter Fräuleinstand! jetzt will ich mich der Lieb ergeben, der Adel bricht mein Liebesband: Ach dacht ich oft bey mir so sehr, ach wenn ich nur kein Fräulein wär“. Ein wenig hartherzig wird gelegentlich die Probe der Treue angestellt; ist aber die Geliebte wahr erfunden, so blasen die Trompeten um so lustiger zur Hochzeit. Sehr häufig sind die Foppereien der Liebe, schnippische Fragen werden gestellt, und wenn ihr der Schalk im Nacken sitzt, so weiß er sich mit einer andern, Zahmeren zu trösten. Guter Humor und Leichtlebigkeit finden hier ihren erquickenden Ausdruck, und der alte Botengruß ist noch heut auf aller Lippen:

„Wenn du zu meinem Schäpel kommst,
Sag: ich lieh sie grüßen,
Wenn sie fraget, wie's mir geht,
Sag: auf beyden Füßen.
Wenn sie fraget: ob ich krank?
Sag: ich sen gestorben.
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag: ich käme morgen“

Sehr viel ernster, befreundlich melancholisch sogar wird der Ehestand aufgefaßt. Dem lustigen Burschen begegnet im Wald ein Jüngling, der ein schweres Joch trägt, an Füßen und Armen stählerne Ketten schleppt. Auf Befragen meldet er, daß er der Ehestand dieser Welt sei, und macht damit dem Burschen zum Heiraten übel Lust. Aber auch die Braut, die ihr Kranzlein ablegt, wird beklagt. „Meine Mutter hat nur ein schwarzbraune Kuh, wer wird sie denn melken, wenn ich heiraten tu?“ Wenn die andern zu Tanze gehen, muß sie an der Wiege sitzen, und aus dem Ainglein ist gar bald eine schwere, drückende Kette geworden.

Ob nun aber die Hochzeitsglocken läuten, oder ob es nur ein verliebtes Stelldichein am Brunnen gilt, immer lugt das „schwarzbraune Mädchen“ aus diesen Liebesliedern. Ein bißchen

trogig, ein bißchen ernst, spröde und verliebt zugleich, aufopferungswill und leichtfertig, ist sie es, deren braune Locken zum Neß werden, in dem sich der Burtsche versängt. Ist es nicht, als sehe sie leibhaftig vor dir mit den schelmischen Augen und dem Kranz aus dunkelrotem, gar leicht entblättertem Moh'n in ihrem Haar?

Auf der großen Harfe dieser Volkslieder stellt die Liebeslyrik gleichsam nur eine Saite dar. Es schäumt auch der Wein im Becher, und hier findet sich das köstliche, noch heute viel gesungene Trinklied: „Die liebste Buhle, die ich han, die liegt beim Wirt im Keller“. Daneben wird mit dem Wächter auf dem Turm Zwieprache gehalten, Rätselfragen werden gestellt und prompt gelöst, die alte Form des Wettstreits, einmal zwischen Wein und Wasser, stellt sich ein. Was immer die Menschen drei Jahrhunderte hindurch bewegt hat, gewinnt hier seinen Ausdruck. Von Turnieren wird gesungen und von blutigen Schlachten, Ausschnitte aus Chroniken werden lebendig, aber auch zu Bluthochzeiten und Mordtaten steigt das Vänkefängerlied hinab, während sich das religiöse Gedicht auf leichten Schwingen zu Jesu und Maria in den Himmel wagt. Sehr häufig sind Märchenmotive, denen sich Zauberformeln gesellen. Als beinahe gleichberechtigt treten die Tiere neben die Menschen, und ein gutes Mitleid, das die Jagdlust nur selten verdrängt, nimmt sich ihrer an. Unbestrittener Liebling ist der Kuckuck, wenn auch die Liebende es vorziehen mag, mit der Nachtigall Zwieprache zu halten. In dem Lied „Der Star und das Badewännlein“ findet sogar das alttestamentliche Motiv, demzufolge Gott sich der Tiere als seiner Boten bei den Menschen bedient, Verwendung: durch den Star kommt es an den Tag, daß die arme Magd ein geraubtes Fürstentind ist; der ihr noch eben Gewalt antun wollte, erkennt sie als seine Schwester und führt sie zur Mutter heim.

Immer drängt die Volksdichtung — neben der ja freilich im „Wunderhorn“ auch viel alte Kunstdichtung steht — zur dramatischen Form. Ganz unvermittelt stellt sich direkte Rede ein, und alsbald von Gegenrede abgelöst zu werden. Der alte Spruch, den Arnim vom Siebel eines Schweizer Hauses abgeschrieben, gibt erst Zell, dann seinem Kind das Wort. Aus der dramatischen Form aber erwächst das, was ich das Flackernde dieser Volkslyrik nennen möchte. Es ist etwas darin, das an Rembrandt erinnert. Grell fällt das Licht nun hierhin, nun dorthin, schwere Schatten lagern dazwischen. Fast jeder neue Vers überrascht. Ist das Gedicht aber verklungen, so rücken die vorher befremdenden Einzelzüge zusammen, Tragik und Groteske durchdringen einander, ein Schauer erfährt das Gemüt, als hätte man das Leben selbst in seinem bizarren, dennoch naturnotwendigen Werdegang belauscht. Aus dieser reichen Krone eine Perle:

„Maria, wo bist du zur Stube gewesen?
Maria, mein einziges Kind!

Ich bin bei meiner Großmutter gewesen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Was hat sie dir denn zu essen gegeben?
Maria, mein einziges Kind!

Sie hat mir gebadene Fischlein gegeben,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Wo hat sie dir denn das Fischlein gefangen?
Maria, mein einziges Kind!

Sie hat es in ihrem Krautgärtlein gefangen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Womit hat sie denn das Fischlein gefangen?
Maria, mein einziges Kind!

Sie hat es mit Stecken und Nuten gefangen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Wo ist denn das übrige vom Fischlein hinkommen?
Maria, mein einziges Kind!

Sie hat's ihrem schwarzbraunen Hündlein gegeben,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Wo ist denn das schwarzbraune Hündlein hinkommen?
Maria, mein einziges Kind?

Es ist in tausend Stücke zerprungen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!

Maria, wo soll ich dein Bettlein hinmachen?
Maria, mein einziges Kind!

Du sollst mir's auf den Kirchhof machen,
Ach weh, Frau Mutter, wie weh!“

Goethe schrieb in seiner ausführlichen Besprechung, die er dem „Wunderhorn“ widmete, über dies Gedicht die lapidaren Worte: „Tief, rätselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt“. Es mag sich dennoch dem modernen Hörer nicht gleich, bei einem ersten Lesen, erschließen: an eine gar so andere äußere poetische Formgebung sind wir gewöhnt. Hier ist Hans statt Seide. Es offenbart aber dies Gedicht in wunderbarer Weise das noch dunkle Regen einer großen, dichterischen Kraft, es hat in einziger Weise, was Goethe die „innere Form“ nannte.

Und neben solcher bewegten, dramatischen Sprache in andern Gedichten die größte Schlichtheit, die edelste Sinnfälligkeit des Ausdrucks. Auch sie ist nichts äußerlich Angelegenes, sondern ein innerlich Erwachsenes. Die Naivität spricht hier in ihren Worten. Da am rührendsten, wo sie mit fromm gefalteten Händen zum Himmel aufblickt.

Ganz menschlich ist die Religiosität; das „Abba, lieber Vater“ ist zu rührender Wirklichkeit geworden. Es mag uns nicht behagen, wenn Jesus in der Schäferdichtung als Daphnis auftritt und sich so in das konventionelle Kleid der Zeit schicken muß: das naivere Volk sieht ihn als Gärtner bei den Blumen. Die heidnische Sultanstochter betet zum Herrn der Blumen, und siehe! Jesus tritt in ihr Kämmerlein, sie in seinen himmlischen Garten zu führen. Nicht viel anders ergeht es der Tochter des Kommandanten von Großwardein, die von einem irdischen Bräutigam nichts wissen will. Jesus gefällt sich zu ihr, da sie in ihrem Garten vor der Hochzeit wandelt, und in warmer Ursprünglichkeit werden beide, der Herr und die fromme Magd, als „Verliebte“ bezeichnet: „Da gingen die Verliebte Zweg, brachen der Blumen mancherley: Jesus, der sprach zu seiner Braut: „Kommt, meinen Garten auch beschaut“. Es fehlt nicht ganz an einem grauamnen, asketischen Zug, der diese Erde verneint; aber er tritt gegen jenen andern, der Himmel und Erde als eines Vaters Reich erfährt, zurück. An den Pforten der Hölle darf sich die Kindesmörderin auf das Unerhörliche der göttlichen Gnade berufen, und ein leichtfertiges Mädchen, das Petrus von der Himmelstür zurückgewiesen hat, wird von Maria selbst in die Herrlichkeit eingeführt. Gar herzlich gesteht Maria einmal, daß ihr das himmlische Kind, mit dem sie sich trage, keinerlei Beschwerde mache, und da die Jungfrauen sie fragen, warum sie mit ihren zarten Füßen so schnell über die rauhen Berge wandle, antwortet sie wie eine sittige Bürgerstochter: „Jungfrauen will es gebühren gar nicht, viel unter Leuten umzugehen“. Die heilige Katharina verlobt sich einem frommen Ritter, und sie erzeigt sich nachher nicht weniger eiferlüchtig als die Meerfee, die in einem verwandten Gedicht ein ähnliches Bündnis eingegangen ist.

Solcher Naivität steht der Humor zur Seite. Petrus wird, da er das Schwert für Jesus zieht, vom Herrn ein „Erzbärenhäuter“ genannt, und im Himmel sieht es gelegentlich sehr lustig aus: „Fällt im Himmel Fasttag ein, speisen wir Fottellen, Peter geht in Keller 'nein, tut den Wein bestellen“. Dem entspricht es in anderer Weise, wenn neben frommen, moralisierenden Ermahnungen feste Ehebruchsstücklein vorgetragen werden. Was immer menschlich, hat hier eine Zunge gefunden. Auf der Brücke des Lebens, die sich in diesen Liedern baut, herrscht derbes Stößen und Drängen, Blut färbt nicht selten die Steine: es spannt sich aber darüber in lichten Farben ein Regenbogen.

Die Schöpfungstage.

Von Wilhelm Bölsche. — Mit Illustrationen von Heinrich Harder.

VI. (Schluß).^{*)}

Aus dem bunten Wundergarten des Paradieses wird der Mensch verbannt — hinaus in ein rauhes, unwirtliches Land . . .

Ich schaue über das grenzenlose tiefgrüne Meer. Ein paar violette Felder schneiden in seine Fläche ein: Schatten von Wolken, die hoch darüber hinwegeln. Fallen auf das grüne Meer der Sage so auch noch einzelne Wolkenschatten der Wirklichkeit? Hat das große Kind Menschheit es immer noch in späten Tagen wie einen solchen Schatten ziehen sehen: die dunkle Erinnerung, daß es einst in einem Tropenwald gespielt hatte; um dann eines Tags hinausverstoßen zu sein in die Schrecken der Eiszeit? Oder ist es auch hier nur mit der schaffenden Phantasie wieder die Wege der Welterschöpfung unbewußt noch einmal gewandelt, wie der Künstler aus sich heraus ein Ornament, eine Arabeske wieder erfindet, die vor Jahrtausenden die Natur schon in einem Nadelwald, einem Schneckenhaus vorgezeichnet hatte?

Gewiß ist, daß auch die Geologie in ihrer Art eine Austreibung aus dem Paradies kennt. Von neuem, wie einst am Abend der waldreichen Steinkohlenzeit, folgt auf die fabelhaft üppige, wahrhaft paradiesische Vegetation der älteren tropischen Tertiärzeit eine allmähliche Abnahme der Wärme, die um den Ausgang der Epoche zu einer Katastrophe führt. Die Pflanzen der neuen Gebirge bedecken sich mit immer tiefer rückendem Gletschereis; bis in die heutigen Tropen dringt eine allgemeine verstärkte Luftfeuchtigkeit langsam vor, die in den bisher so tropisch warmen nördlichen Landgebieten unaufhaltbar in eine zunehmende Abkühlung übergeht, als falle ein immerwährender kalte feuchter Morgentau. Der eigentliche Temperaturherabgang

ist gegen heute gar nicht so groß, bloß etwa fünf Grad im Mittel. Aber von einem Tropenland niederwärts ist er ungeheuer. Endlich rückt das Eis selbst an: als zu Tal kommende Gletschermasse, die die ehemaligen Palmengründe der Vorpalpen verschüttet, als ungeheures Einneneis, das wie eine halbstarre Sündflut sich heranzwängt, die Ebene mit einer berg-hohen Kristallmauer langsam zu überschreiten — eine Eiswalze, die das ganze Tier- und Pflanzenleben vor sich herschiebt, auf enge Gebiete zusammenquetscht, endlich Halt machend, die Moossteppe, die Tundra Nord Sibiriens, vor sich herbreitet.

Man hört den Schritt eines neuen gigantischen, mit nichts zu hemmenden Schicksals, wenn man aus dieser Tundra-Steppe, in deren Sturm kein Baum mehr aushält, wo die Birke und Kiefer platt am Boden kriechen wie Gewürm, das ein eiserner Tritt niederpreßt, der Tritt des Schneesturms — wenn man dort plötzlich eine Herde von Elefanten auftauchen sieht. Alte Paradieskinder auch sie, eins der höchsten Wunder der kaledonischen Formkraft der Säugetiere in ihrer Blütezeit, fern auf afrikanischer Erde, wo heute noch ihre Ahnen im Wüstenland schlummern, wahrscheinlich entstanden, in zahllosen Scharen dann durch die Paradieshaine hinaufgewandert bis gegen den Pol, jetzt beengt mit ihren Rückenleibern vor der himmelragenden Mauer von Eis. Sie, die einst sich förmlich einen Weg freissen mußten durch das Blätterdickicht des immergrünen Urwaldes, scharren jetzt als rastlos ungetriebene Wanderer mühsam nach Flechten im halbverschneiten Plan oder weiden die farge Blütenflora eines kurzen polaren Sommers ab. Im alten Sumpfwald blank wie Wale, immer zum Paddeln und Sühlen aufgelegt, umzottelt sie jetzt ein wirrer, rotbrauner Pelz wie der ungepflegte Bart eines Verwilderten. Ihre

^{*)} Bergl. die Nummern 14, 16, 18, 22 und 26 des laufenden Jahrgangs.



Söhlenbär.

Stoßzähne, einst auf das Knicken der Zweige im Pflanzendickicht angelegt, sind auf dieser platten, baumlosen Steppe wertlos geworden — wie Nägel eines Strummelpeters, die nicht abgenutzt werden, haben sie sich grotesk aufgebäumt und verkümmert, den Trägern selber nur zur Last.

So erscheint das Mammut uns, der verschlagene, auf einen rauhen unfruchtbaren Acker verbannte Waldgast aus dem Paradies. Blinkende blaue Gletscher, auf denen die Sonne vergebens gleißt, versperrten ihm wie blizende Schwerter den Heimweg in das verlorene grüne Jugendland. Die kalten Ströme führen kein Bernsteingold mehr aus dem Zauberwald. Als eisige Schmelzwasser rinnen sie vor dem Gletscherfuß. Wenn die schweren Tiere zur Tränke niedersteigen wollen, brechen sie in schaurige Eispalten des tief hinab gefrorenen Uferbodens. So ist jenes Mammut damals, im vergeblichen Bemühen, aus einer solchen Spalte sich wieder emporzarbeiten, endlich hochend zur Eismumie erstarrt, das heute in seiner natürlichen Fundstellung im Petersburger Museum wieder aufgebaut worden ist. Wird eine solche Eisluft, die bis heute noch nicht getaut ist, uns eines Tags auch noch einmal den Menschen von damals zeigen als starre Mumie mit Haut und Haar, die Hand um das Steinwerkzeug geklammert, den Adam, der seine Jahrmillion im Tropenparadies der Tertiärzeit gelebt hatte und jetzt mit seinem Mammut in den Flechtenacker der wilden eisigen Tundra, auf die Moränenhalden, wo die vom Gletscher verschleppten Gesteinscherben wie Trümmer einer geschleiften Riesenburg um ihn starren, verbannt war?

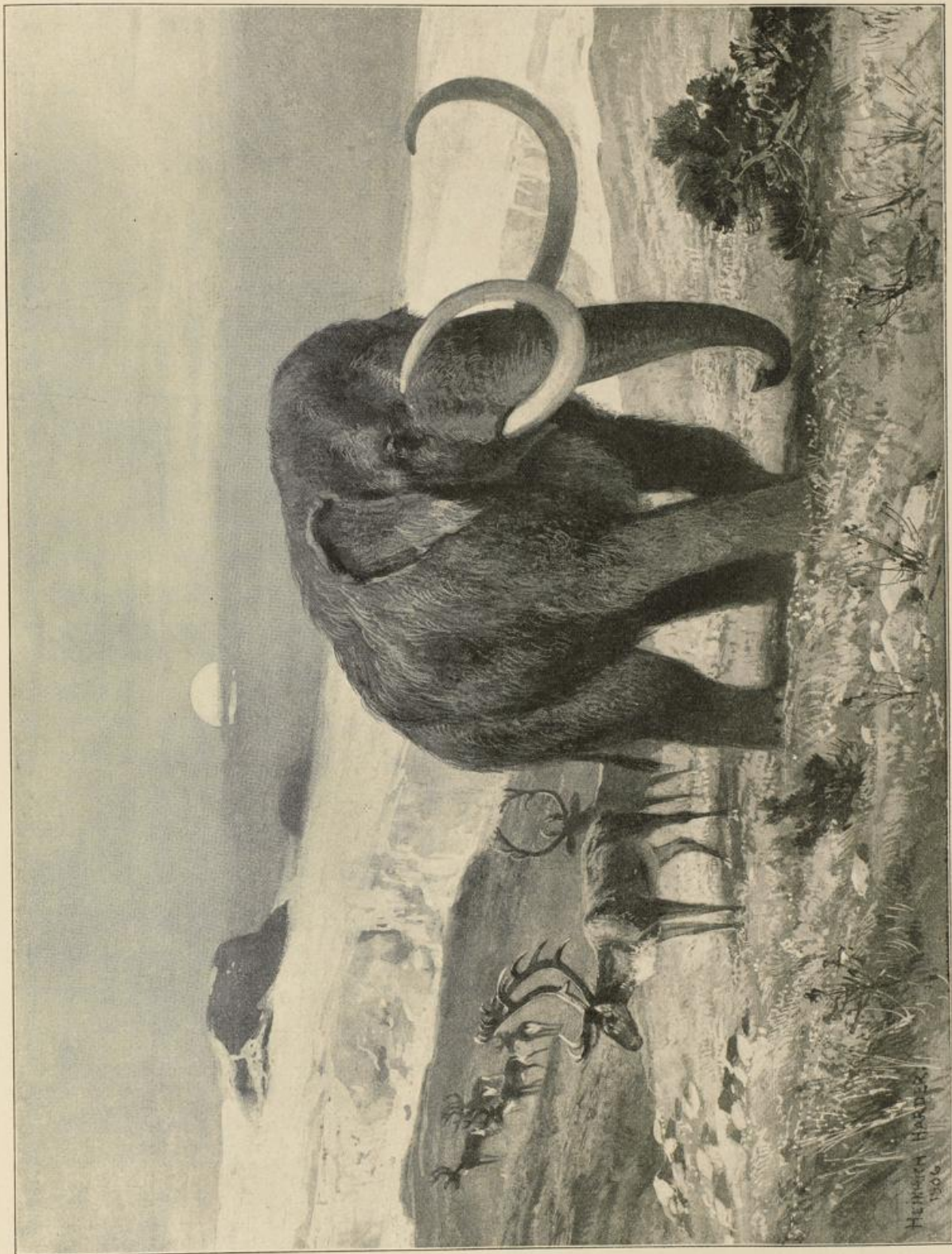
Ein solcher im Eis verunglückter Menschenkörper der Diluvialzeit, der sich wohl nur noch in einzelnen Merkmalen (zum Beispiel vorspringenderen Knochenwülsten über den Augen) von den heute lebenden Menschenrassen unterscheiden würde, könnte uns aber noch eine ganz eigentümliche Paradiesgeschichte erzählen.

Es läßt sich nach dem ganzen anatomischen Bau des Menschen fast mit untrüglicher Gewißheit behaupten, daß in seiner Tertiärzeit noch ein besonderes „paradiesisches“ Geheimnis gesteckt haben muß, das mehr war als bloß eine Jugendzeit in einem tropisch grünen Wald.

Es ist gesagt, wie auch in diesem Tertiärparadies nicht der Löwe neben dem Lamm lag. Der wilde Daseinskampf war älter als dieser Wald. Jahrmillionen vorher hatten schon die Ichthyosaurier die Tintenfische gefressen und die Tintenfische die Krebse. Solange die Zauberflämmchen des Lebens sich jezt, immer wieder aneinander entzündet, weitergaben, so lange war auch der Hauch da, der ein solches Flämmchen verlöschen konnte, auch der Tod war unendlich viel älter als das Paradies. In den Koproolithen, den versteinerten Kotballen jener Ichthyosaurier, die die Zeit, mit Groteskem scherzend, zu niedlichem Schmuckstein umgewandelt hat, bilden die feinen Muster dieses Schmuckschliffs neben den Spuren der Spiralschulpe und anderer Reste „Gefressener“, die ganz gewiß bei diesem Prozeß schon ihr junges Urweltleben eingebüßt. Und dem Schmerz des Todes entsprach der Schmerz des Werdens. In eben solchem Ichthyosaurusleib liegt das Skelett eines noch Ungeborenen, der das Licht der Welt eben erblicken sollte, als die Mutter ihr Grab im Schlamm der Tiefe fand. Das alles lange, lange schon vor dem Paradies! Andererseits dürfen wir uns die Dinge dort aber auch nicht anders ausmalen, als sie heute sind. Es gibt heute noch ganz gewaltig große Gebiete der Erde, wo ein Lamm oder Reh das vollkommenste Paradiesleben führen könnte, weil es nämlich keine Raubtiere dort gibt. Das ganze riesige Waldrevier der Insel Madagaskar besitzt seit alters nur ganz kleine, marder- oder lachenhafte Raubtiere; wenn wir hören, daß ehemals dort Halbaffen von der Größe eines Gorilla neben kleinen Pferden, Riesenschildkröten und großen Straußvögeln gelebt haben, so müssen sie im Punkt Raubtier sich wie im wirklichen Paradies gefühlt haben. Der ganze Kontinent von Australien beherbergte, als der Kultur Mensch ihn betrat, außer einem wohl schon vom Menschen selbst ein-

geführten Hund kein einziges echtes Raubtier und nur eine Anzahl winziger Raubbeuteltiere, die kein Kind fürchten würde. Neuguinea hat nur ein paar ebenfalls kleine Raubfänger neben ungezählten Vögeln. Mit Neuseeland und der ungeheuren Inselwelt Polynesiens hören die Säugetiere bis auf ein paar Mäuse und Fledermäuse überhaupt auf, also auch alle Angreifer aus ihrer Reihe. Es steht nichts im Wege, sich zu denken, daß solche Friedensasyle auch in der Tertiärzeit selber schon bestanden haben trotz ihres Säugetierüberflusses; für Australien ist es beispielsweise sicher, daß echte Raubtiere niemals, weder Bären noch Katzen, seinen Boden betreten haben, und die ehemaligen Riesenbeuteltiere dort scheinen sämtlich Pflanzenfresser gewesen zu sein.

Mancherlei gewichtige Gründe sprechen nun dafür, daß der Mensch sich gerade in einem solchen Asyl entwickelt habe, wo der Kampf ums Dasein nach dieser Seite ursprünglich nicht rauh war. Nur so ist es denkbar, daß er schon ganz früh jene merkwürdige Kopfbildung erlangen konnte, die sein beispielloses Gehirnwachstum ermöglichte, gleichzeitig aber durch Verkümmern des Geruchsinnes (Rückbildung der Nasenteile des Kopfes) und extreme Aufgabe eines starken Kampfgebisses mit mächtigen Beißmuskeln und Eckzähnen auf sonst überall gültige Vorichts- und Verteidigungsmittel verzichtete, während die Gliedmaßen zwar gelenkig, aber doch auch keineswegs besonders schutzfähig, weder im Sinne von Raubtierklauen, noch von rasch eilenden Hufen, blieben. Bei einem ganz kleinen, unscheinbar im Dickicht verschwindenden Wesen wie etwa dem winzigen Koboldäffchen möchte das hingehen; ein so großes Geschöpf wie den Menschen aber mit solcher ursprünglichen körperlichen Wehrlosigkeit durchzuretten, muß es für den Anfang einer besonderen Situation bedurft haben. Wir denken, wenn das Paradies im Bild eines Tropenurwaldes auftaucht, zunächst an dicht belaubte Bäume als Asyl. Die Verkümmern des Geruchsinnes hat bei Landtieren wohl nur bei Baumgeschöpfen einsetzen können, ohne die Art zu schädigen. Aber man braucht nur den Schädel eines Menschen mit dem eines der größten Affen, eines Gorilla oder Mandrill, zu vergleichen, um zu erkennen, wie sich selbst diese Affen ihre Eckzähne und ihren ganzen Beißapparat als Verteidigungsmittel bis heute bewahrt haben, während er dem Menschen fehlt und fehlen muß, wenn eine solche Gesicht- und Gehirnbildung, wie sie ihn verklärt, möglich werden soll. Dabei beschränkte sich aber gerade der Mensch nicht auf das Baumleben, sondern er stieg auf die flache Erde herab. Er lief hier nicht wie der Mandrill auf allen Vieren, sondern er versuchte sich in einer vom Verteidigungs- und Fluchtzweck aus jedenfalls ganz besonders bedenklichen Stellung: im aufrecht balancierenden Gang. War das grüne Blätterdach noch allgemein ziemlich raubtierfrei für ein so großes Wesen, so geriet ein wandelndes Geschöpf dieser Art unten ganz gewiß ins gefährlichste Bereich, falls der Wald überhaupt große Angreifer barg. Daß der Mensch sich unbehelligt nach seiner Seite entwickelt hat, gibt wohl das Gottesurteil der Geschichte dafür, daß er eben in einem Asyl aufwuchs, wo diese Angreifer zunächst fehlten. Es braucht darum noch nicht notwendig, wie neuerdings wohl vorgeschlagen worden ist, Australien selbst der Ort gewesen zu sein, weil es zufällig der einzige Fleck ist, von dem wir auch für die Tertiärzeit wissen, daß er ein solches Asyl war. Noch schlechter der alte erdumspannende Paradieswald jener Tage zäh als sein tiefstes Waldgeheimnis ein, wo der Mensch zuerst in ihm gelebt hat. Aber etwas wie Dufst des Paradieses als Friedensasyl muß wirklich darüber gewesen sein. Vielleicht war die giftige Schlange allen Ernstes der einzige Feind, der darin lauerte. Wie viel Träume möchte man knüpfen an dieses Wirklichkeitsparadies! Sei es erlaubt, sich noch einem hinzugeben. Wo das Lebendige bei früherer Kraft stark vom Daseinskampf entlastet wird, da scheint jene Kraft des grenzenlosen Formenbildens, jenes „rhythmische Phantasieren“, von dem wir gesprochen haben, in verstärkter Fülle aufzublühen. Einzelne sehr glückliche Anpassungen, die einen langen Spielraum ge-



Landschaft aus der Eiszeit
Originalzeichnung von Heinrich Haubek.

Heinrich Haubek
1906

währten, sehen wir schier ins Unendliche dieses Spiels innerhalb des allgemeinen Existenzschutzbereichs eintreten; so die Muschel und Schnecke mit ihrem unerschöpflichen spielerischen Farben- und Formenreichtum, der den Sammler entzückt; so den Schmetterling, der neben ist den nötigen Schutzfarben gleichsam im freigegebenen Feld alle Herrlichkeiten rhythmischer „Kunstformen der Natur“ erzeugt. Diese Dinge wachsen, je mehr wir uns den im ganzen immer üppigeren, immer paradiesischeren Verhältnissen der Tropen nähern. Immer herrlicher werden dort die Schneckengehäuse, immer köstlicher und verschwenderischer reicher die Farben und Formen der Schmetterlinge und Käfer. Wo aber wahre Mysoverhältnisse beginnen, da beginnt in einzelnen Tiergruppen wahrhaft das Schönheitsmärchen. Ein solches Myso ist beispielsweise der Urwald Neuguineas für gewisse Vögel. Paradiesvögel haben wir sie bedeutend genannt. In eine Fülle der Arten zer-splittert, stellen sie in jeder dieser Arten ein besonderes Kunstwerk auf den Plan, zwecklos in seinen Schönheitsformen vom alten Kampfesboden aus, nur erklärbar als ein Gebilde jener rhythmischen Bildkraft auf dem Neutralboden eines wirklichen paradiesischen Myso. Wir wissen nicht, wo diese formspielende Kraft im Innersten der Organismen verankert liege. Aber es ist zweifellos mehr als eine selber bloß spielende Analogie, wenn wir sie als uralten, urtiefen organischen Trieb in eine Beziehung bringen zu dem Kunstschaffen des Menschen, zu seiner Freude am Erzeugen rhythmischer Ornamente, Farbenbilder, Klänge und zu seiner intuitiv aus dem Innersten hervorbrechenden Dichter- oder Tonkünstler- oder Malerkraft, solche Gebilde selbsttätig zu schaffen. So weit zurück wir vom Menschen wissen: immer schwebt er in diesem Kunstschaffen. Völker wie die Balairi-Indianer im Herzen Brasiliens, die noch heute nackt in der Steinzeit leben, verklären jeden kleinsten Gebrauchsgegenstand mit ihrer farben- und formenreichen Kunstphantasie. Bei den ältesten Kulturresten aus der Eiszeit liegt rote Farbe zum Malen und Tätowieren, finden sich kunstvolle Tierzeichnungen und Ornamente. So weit wir dieses Menschenwesen sehen, immer ist es ein Kunstwesen. Wir sehen es sein Haus bemalen und ausschneiden, hören es singen und dichten. In Versen hat alle Geschichts-tradition begonnen. Dichtung, rhythmische Dichtung sind alle Schöpfungslegenden selbst. Gesang ist die Wiege der Sprache. Kunst ist die Wiege aller Wissenschaft. Lange ehe der Mensch ein Tier abstrakt beschreiben konnte, hat er es kunstvoll abbilden, ja als freies Muster für ornamentale Ausgestaltung benutzen können. Ist dieser uralte Kunstmenschen nun nicht auch ein Kind des Paradieses, ein Paradiesvogel, ein Geschenk des Myso? Hat er sein farbenfrohes Auge, sein Singen, sein Rhythmisieren aller Dinge nicht als Schönstes schon mitgebracht aus jener jungen Friedenszeit, mitgebracht aus dem Paradies, wo er keinen schleichenden Feind zu wittern, keinen Gegner mit scharfem Eckzahn wegzubeißen hatte, dafür aber seine Stirn aufrecht erhob, sein Auge schweifen lassen konnte über den lustigen Frieden der Dinge, wo er spielen und singen konnte jahrhunderttausendlang . . .

Bis die Stunde kam, die ihn vertrieb! Da er mit den Mammuten am trostlosen Eisgletscher wanderte, umbrüllt von hungrigen Raubtieren, in der schauerlichsten Todesnot jetzt des unerbittlichsten Daseinskampfes.

Mit dem Klimawechsel im letzten Drittel der Tertiärzeit beginnt der Zusammenbruch der kolossalen Säugetierentfaltung dieser Tertiärzeit ebenso unaufhaltsam wie einen Weltentag früher der des Sauriergeschlechts. Gleichzeitig wächst aber jetzt mit absoluter Entschiedenheit ein Wesen dieser Erde in das volle Licht seiner Kraft und Entfaltung hinein: eben jenes körperlich vielleicht wehrloseste aller größeren Geschöpfe jener Zeit — der Mensch. In jenem Myso, das ihn in guten Zeiten allein seine Existenz innerhalb dieser Wehrlosigkeit sichern konnte, muß dieser Mensch sich doch etwas Ungeheures erworben haben, das jetzt, in der Zeit höchster Bedrängnis und allgemeinen Niedergangs selbst der bisher Wehr-

haftesten um ihn her, ihn nicht nur dauernd das einfache nackte Dasein weiter verbürgte, sondern das ihn gerade jetzt wie in einer stählenden Probe auf seine Kraft zu schwindelnder Herrscherhöhe hinauftrieb. Dieses Ungeheure war das Werkzeug, darüber ist kein Zweifel. Das Werkzeug in seiner unendlichen Gestalt des vergeistigten Überorgans: als Waffe gegen den Feind, als Grabschaufel, der eine Höhle grub, als Baustein oder Pfahl, der ein Haus mauerte und trug, als gehöhlttes Boot, das über den See führte, als Art, die den Baum fällt, als Feuerstein und Reibholz, die das Herdfeuer entfachten, als Topf, in dem auf diesem Herd das Wasser kochte. Es ist nur ein Schritt von diesem kochenden Topf bis zur Dampfmaschine, ein Schritt von diesem sprühenden Fünkchen des Steins bis zur Bernsteinkraft, der elektrischen Kraftwelle.

Schon das Tier nähert sich hier und da der Stufe des Werkzeugs. Es heißt eine Waffe, also ein Werkzeug gebrauchen, wenn unser kleine Ameisenlöwe, eine in diesem Sandtrichter lauende Insektenlarve unseres Kiefernwaldes, mit Sand nach seinen Opfern, die dem gefährlichen Schlund enttrinnen wollen, höchst zielgerecht wirft. Das charakteristisch Menschliche aber ist die Verarbeitung des natürlich gegebenen Hilfsmittels, die Schärfung und künstliche Ausgestaltung etwa des einfachen Feuersteins zu einem zweckentsprechenden Messer oder Beil. Wo wir solchen bearbeiteten Stein finden, da ahnen wir sogleich den Menschen selbst. Dieser Bearbeitung des Materials muß aber eine lange Epoche vorausgegangen sein, in der auch hier das Material bloß gesammelt, bloß als solches benutzt wurde. Wie aber ist der Mensch auf diese Beschäftigung mit allerhand Steinmaterial und Ähnlichem, mit Kristallstücken, Muschelschalen, Elfenbeinteilen, Geweihen und Hörnern ursprünglich geraten in seinem Myso, wo die Waffe zunächst keine große Rolle gespielt haben kann?

Wieder schweift unser Blick zu jenen Kunstneigungen hinüber. Die Paradiesvögel Neuguineas schmücken zu ihrer Liebeszeit die Hochzeitslauben ihres Paradieswaldes mit bunten Blüten, roten Beeren, farbigen Federchen. Die Laubenvogel Australiens tragen zu solchem lustigen Zweck alles zusammen, was glänzt oder auffällige Form hat: blinkende Bachtiesel, hübsche Muscheln, einen Bergkristall, ein Stüchchen gläsernen Schwefelkies. Hat der Mensch auch eine ganze lange Epoche hindurch so gespielt mit bunten Steinchen, mit glänzenden Feuersteinstücken? Hat sie zusammengetragen, gehäuft, sich damit geschmückt? Vielleicht sind jene kaum noch bearbeiteten ältesten „Colithen“, aus denen man heute die Existenz des Menschen mitten im Tropenparadies der Miozänzeit ableitet, und die stellenweise in rätselhaften Massen beisammenliegen, nichts anderes als solche Spielreste. Noch heute greift das ganz kleine Kind nach dem glänzenden Steinchen und lacht, lange ehe es daran denken würde, dieses Steinchen etwa als Beil oder Messer zu benutzen.

Sehr gut könnte noch auf dieser Stufe des einfachen Wohlgefallens am hübschen Naturstein die erste Bearbeitung selbst schon eingesetzt haben, auch zunächst bloß im künstlerischen Trieb. Bei einem Steinchen, das fast wie ein Sternchen aussah, irgendein wohlgefälliges Ornament roh andeutete, wurde nachgeholfen. Ränder wurden gekerbt. Die Phantasie sah irgendeine Ähnlichkeit hinein, und die Hand half unbeholfen nach. Warum sollen unsere Kinder nicht in diesen alten Entwicklungsvorgängen wirklich noch unsere berufenen Lehrmeister sein? Gerade das überquellende erste Phantasieleben aller Kinder sieht ganz und gar nicht nach Kulturvererbung, sondern nach Uranlage des Menschenwesens aus.

Die wirkliche „Technik“ als Erhaltungsmittel im Existenzkampf wäre dann erst die zweite Stufe gewesen, in gewissem Sinn erst ein Produkt der ersten — wie das Kind schließlich doch gegen den Hund, der es anbellt, den Stein als Verteidigungswaffe schleudert, den es sich zunächst bloß zum Spielen gesucht hat. Es wäre die Notwendigkeit der mit der veränderten Stunde, mit der „Austreibung“ aus dem Waldmyso, gegebenen neuen Situation gewesen, die auf diese Werkzeugtechnik in

Gestalt von Waffen und andern „Nützlichen“ geführt hätte, nachdem die Voraussetzung „spielend“ gewonnen war.

Daß dieser Mensch aber jetzt mit dieser Werkzeugtechnik sich trotz der bedrohlichen Zeichen eines neuen Weltentages erhalten konnte, das war eben seine Schicksalswende, es drückte ihm inmitten eines gewaltigen Zusammenbruchs der alten Welt die heimliche Königskrone auf sein Haupt!

Was ihn zunächst dabei aus seinem Asyl verjagte, braucht noch nicht gleich die Eiszeitfalte unmittelbar gewesen zu sein. Wir denken uns dieser zunächst doch wohl von den Polen langsam niedersteigenden Abkühlung voraus oder parallel gehend starke Wandlungen von Meer und Land. Sein Paradies konnte sich, früher abgeschlossen, plötzlich einwandernden Feinden geöffnet haben. Denn die Kälte selbst brachte wieder ungeheure Tierwanderungen hervor, die gegen den Äquator zunächst abströmten. Vielleicht wurde er selbst durch all das zur Auswanderung gebracht und geriet dann auch in den Kältegürtel, der sich tief und tiefer herabschnürte. Hier mußte besonders die Technik der künstlichen Feuererzeugung, deren Spuren wir bei ihm schon mitten in der Eiszeit deutlich vorfinden, entscheidend für sein Bestehen im Existenzkampf werden.

Vergessen wir auch nicht, daß der Mensch offenbar von früh auf ein soziales Wesen war, das innerhalb seiner Stämme gemeinsam sich durchhalf, früh eine Genossenschaftsmoral bei sich ausbildete und diese tiefbedeutsame Urseite des Lebens, die vor Aonen schon die Zellen seines Leibes geeint und zu einem friedlich harmonischen Gesamtorganismus zusammengefügt hatte, auf höchster Stufe wieder in schönste Blüte bei sich brachte. Mensch mit Mensch, nicht Mensch gegen Mensch; das kam schon damals heraus wie ein früher Klang, der endlich nach Jahrtausenden sein herrliches Echo finden sollte in dem hehren Wort von der „Menschenliebe“.

Das rührende Bild der biblischen Legende: wie dieses arme Menschenpaar, das aus dem Paradies seiner Jugendspiele verbannt wird auf den rauhen Ader des Daseinskampfes, doch wenigstens ein „Paar“ ist, wie ihm Kinder aufwachsen, wie die Familie sich gründet und endlich der Stamm, das Volk, das vereint durch die Daseinswüste zieht, wieder einem fernem Gosen mit grüner Weide zu — dieses Bild findet sein

großes weltgeschichtliches Gegenstück in diesem Sozialwesen des kraftvoll unter allen Prüfungen immer strahlender sich emporringenden Menschen auf der Schwelle der Kultur, der aus engem Waldwinkel, wo sein Leben ein Paradiesvogelidyll war, auszieht auf die Erderoberung. Das Werkzeug selber war dabei eine unvergleichliche Förderung gerade auch dieser sozialen Seite, denn die Art, das Ruder, die von Hand zu Hand gingen, vom Vater auf den Sohn erben, die einer dem andern leihen, erlesen konnte, die gemeinsame Herdflamme, um die sich die ganze Familie scharte — sie erhoben sich zum sozialen, zum genossenschaftlichen Organ im Gegensatz zu Hand oder Fuß oder Auge, die jeder nur für sich angewachsen mit herumtrug und sterbend jedesmal mit ins Grab nahm.

Die letzten aufbäumenden Wasser der wilden Urwelt sind verströmt. Über der stillen blauen Fläche spannt sich ein lieblicher bunter Regenbogen aus, Sonnenlicht, gebrochen in unendlich vielen kristallhellen Wassertropfen.

So bricht sich das Urlicht zuletzt in Millionen Menschenaugen, Menschengehirnen, Menschenherzen auf dieser Erde.

Das ist der letzte Akt des Weltenwerdens, den wir kennen. Unter dem bunten Regenbogen, den dieses im Menschen gespiegelte Licht als helles Geisteszeichen über die ganze alte Erde spannt, werden weise Männer auf Gesezestafeln den ersten vergeistigten Text der sittlichen Weltentwicklung, die zehn Gebote der Moral, aufzeichnen.

Unter diesem leuchtenden Bogen, der wie eine neue Feste diese Menschen Erde, diese Geistes Erde von allen Urwelten fortan sondert, wird ein milder Menschenlehrer die neue vergeistigte Form des uraltesten Naturrufes „Es werde Licht!“ verkünden: „Friede sei auf Erden! Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Die Liebe höret nimmer auf!“

Vor diesen höchsten Kulturworten, die nicht mehr im träumenden Mythos, sondern der Ausdruck unserer wichtigsten treibenden Entwicklungswerte selber sind, die Stimme der aufwärtstrebenden Gottnatur in uns selbst — tritt der Naturforscher bescheiden zurück, der uns durch die Vorwelten geleitet. Hier erforscht er nicht mehr, was gewesen ist. Hier verehrt auch er das Lebendige, das dauert — nicht das Gleichnis, sondern den Sinn — nicht das Bild, sondern die Kraft.

Georg Bangs Liebe.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Der Sommer kam und ging. Ein wenig stiller war in dieser Zeit das Treiben in den weiten Geschäfts- und Lagerräumen der Firma A. G. Gutkind, ruhiger und mit weniger schreiender Hast ging das Arbeitsleben seinen Gang. Herr Felix Gutkind selbst war verschwunden, er war mit Wänne, dem getreuen Dackel, der sein Husten nicht verlernen wollte, trotz aller Hitze nach Italien gezogen, und Herr August Thienemann wußte in behaglichen Feierstunden wahre Wundergeschichten zu erzählen und geheimnisvoll anzudeuten von dem mystischen Treiben seines Chefs da unten in Neapel, in Palermo und Syrakus, wo er sich trotz aller Hitze in jedem Sommer aufzuhalten pflegte. Die Schwingen wuchsen dem geduckten, verängstigten Gehilfen mit seinen jetzt einundzwanzig Jahren Dienstzeit förmlich in diesen Sommertagen, da er den alten sonderlichen Herrn fern wußte. Bis in das Geschäft und an das tintenfleckige Pult begleitete Herrn August Thienemann nun oft der Glanz seiner bescheidenen Lebensfreudigkeit.

Frau Karola aber, die blühend Kundliche, die hatte freilich doppelte Sorge und konnte nicht genug beschwichtigen und glätten, wenn ihrem Mann ein gar zu übermütiges Wort entfahren war. „Na, nu klauen Se nur nich alles das, Bang, was mein Mann da ausmährt — der veralbert uns doch alle beide — cha . . . Un', nich wahr, Muchust . . .“

Aber Herr Thienemann gab nicht nach: „Nu, wenn ich todsache: er ist gefahren worden in Palermo — vor zwei Chahren — mit einer chung'n Dame! Ganz genau beschrieben hat ihn der Herr Kottwald: ä' spiz'ichen Galapfer hat er auf'm Gopp lechapt und ä blauen Mantel untewickelt, daß nur unten die krumm' Beine raussefukt haben . . .“

„Aber Muchust . . . nu here doch mal . . .!“ Ganz rot war das gutmütige dicke Gesicht über dem breiten Doppellinn.

„Nu, hat er vielleicht geene krumm' Beine? Nee, Garolachen! Alles was recht ist, aber was die Beine von Herrn Kudgind sind, da gann de Wänne durchspring'n wie durch ä Reifen!“ So suchte sich der in drei Jahrzehnten gedruckte Männerholz August Thienemanns zur Sommerzeit allfährlich sein Ventil.

Aber nicht nur Herr Gutkind war in seine Ferien gefahren, auch sonst war mancher aus Georgs bescheidenem Bekanntenkreis verreist. Vor allem Frau von Hellstein. Die sah nun in der grünen Seiermark, in einem kleinen Häuschen am Altausseer See, das einstmals, da ihr Franz noch lebte, das junge Paar mit seinem jungen Glück beherbergt hatte. Alljährlich lebte sie auf diesem ihr teueren Besitz in der Sommerzeit Monate, die nur der Erinnerung und der Musik gewidmet waren. Hier in dem kleinen Häuschen hatte ihr Franz einst seinen „Bergmann von Falun“ zum besten Teil geschaffen — da unten auf dem See

hatte er sie dann abends oft hinausgefahren. Und was da rings an Bergen und an Finnen das Tal umschloß, das hatte damals auch auf ihn herabgesehen! Einen stillen, getreuen Kult trieb sie, wie in der Leipziger Villa, so auch im Altauffeer Sommerhäuschen mit ihrem Toten. Denn ihm, der einstmal wie ein Held und Sieger in dieses schüchterne und zarte Frauenherz getreten war, gehörte nun, da ihn schon so lange der Nasen deckte, noch alles, was dieses Herz umschloß und zu vergeben hatte.

Und mit der Wegfahrt der lieben, feinen Frau, mit dem Tag, da der alte Geidel in würdevoller Resignation die Polstermöbel im Salon verdeckt und den weißen Florvorhang über das Bildnis des schönen, lähn blickenden Mannes im Musikzimmer gezogen hatte, war's auch im Rabenhaus hinter der Villa anders geworden. Nun fielen diese schönen Sonntage, an denen sich die jungen Leute in Frau von Hellsteins Räumen unter ihren Augen vereinigt hatten, aus, und was an deren Stelle trat, das war nicht besser. Große Mengen von Bierflaschen wurden nun oft im Rabenhaus ein und aus getragen, und bis spät in die Nacht waren die Fenster manchmal erleuchtet, hallten Studentenlieder und Stimmenlärm über den Garten hin. Das hörte erst wieder auf, als nach einer letzten kurzen, arbeitsreichen Zeit die Tore des Konservatoriums sich schlossen — denn nun flatterte in Hast und Jubel die Schar der Raben auseinander. In die Heimat, nach Hause zog es für die Ferienzeit die einen, kurzen, unschweren Verdienst bei einem Kurorchester, in einem Bad oder Sommertheater suchten die andern.

Mit leisem Reid, der nur die eigene Sehnsucht war, sah Georg alle diese scheiden. Wie gern wäre auch er heimgefahren, und wäre es auch nur für Tage gewesen! Er sah das liebe Gesicht der Mutter vor sich, die nun zu allen ihren Sorgen auch die um Sephi wie ein Selbstverständliches auf sich genommen hatte, und gedachte der Sephi selbst — und wußte, daß an die weite festspielige Reise gar nicht zu denken war, auch wenn er Urlaub erhalten hätte.

So blieb er, blieb wie die beiden, die allein das Rabenhaus jetzt noch beherbergte, weil ihnen das Leben keine andere Ruhestätte bot als dieses Haus, und weil sie auch während der Ferien nicht rasten wollten.

Teltfcher, der Bildhauer, der mit verbissener Zähigkeit trotz aller Sommerglut tagtäglich zehn Stunden an dem Modell einer Brunnengruppe schuf, war dageblieben und Osipp Schmerlin, der Geiger. Und daß der gleichfalls wußte, was Heimatssehnsucht war, das hatte Georg selbst erfahren, als er an einem Abend spät ins Rabenhaus gekommen war, um Teltfcher aufzusuchen. Da war tief aus dem dämmerdunklen Garten das Weigenspiel des Einjamen erklingen. Weich und schluchzend. Und alle heiße Sehnsucht nach jener fernen kleinen Judengemeinde tief im Innern Rußlands war darin gewesen und hinausgezogen in die Weite. Dort hatte er einst als Talmud-Chuchin, als Schüler der Weisheit, beim Umgang die Thora geküßt, hatte mit jugender, jubelnder Stimme gebetet, die Schläfenlocken gedreht und die benehten Hände in frommem Eifer zusammengeschlagen. . . . Nun sang aus seiner Geige die Erinnerung. — Und so stark ergriff Georg dieses Spiel, das da im Duft der Rosenhecken zwischen den dicht gehalten dunklen Bildungen der Sträucher und der Bäume klang, daß er den tief versunkenen Spieler nicht wecken und nicht stören wollte. Still stand er, bis das Spiel verklungen war, und als die Geige schwieg und nur das Summen des tausendfachen kleinen Lebens die Nacht durchzog, da ging er wieder. —

Auch Fall war fortgezogen aus dem Rabenhaus. Aus Norderny, wo er im Kurorchester für die zwei Ferienmonate das Cello strich und in den freien Stunden von all dem bunten Sommertreiben genoß, was sich ihm bot, sandte er Georg seine Grüße. Der aber konnte nicht begreifen, daß Fall, der doch mit allen Kräften sich vorwärts hätte ringen müssen, um bald dem Ziel nah zu sein, von dem er ihm in jener Winternacht in Lehmanns Garten mit so viel Sicherheit

gesprochen hatte, nun diese Zeit vergeudetete in einem Lenz, das so weit abseits von dem Weg nach jenem Ziel lag. Immer wieder mußte er in dieser Zeit des Urteils Teltfchers über Fall gedenken und mehr noch des sorgenvollen Blickes, mit dem Mariane Molenaar die Liebe ihrer Freundin zu dem Cellisten verfolgt hatte.

Einmal, da er eben mit Teltfcher von einem Spaziergang kam, traf er Mariane auf der Straße. Sie ging in lebhaftem Gespräch neben einem jungen, ein wenig gebückt schreitenden Mann von stillen ernsten Zügen. Beide grüßten. Ruhig und klar trafen dabei Marianens Augen den Blick Georgs, herzliche Freundlichkeit war in ihnen und noch etwas: ein süßes, starkes Glück.

Als das Paar vorüber war, blickte Teltfcher sich nach den beiden um. Auch Georg blieb stehen, aber er sah nicht zurück. Das Herz schlug ihm heftig, es war das erstemal seit jenem Abend, da er sich zu ihr ausgesprochen hatte, daß er sie wieder sah, und alle Bilder jener Nacht waren lebendig vor ihm.

Wie sie dann weiterschritten, meinte der Bildhauer: „Jetzt hat er sich doch wieder gut erholt.“

„Wer?“ Georg sah den Freund nicht an bei dieser Frage. Aber er fühlte bei all seiner Ergriffenheit, daß etwas Neues wie eine Lösung mancher stillen Rätsel nun auf ihn zugehritten kam.

„Wer? No, der Doktor Mann — ihr Verlobter.“

„Fräulein Molenaar ist verlobt?“

Teltfcher blickte mit Erstaunen auf Georg.

„Freilich — haben S' das denn nicht g'wußt? Bald zwei Jahr' schon is' verlobt — eben mit dem Doktor Mann — Historiker is' er — Privatdozent hier an der Universität.“

„So . . .“ Und da fiel es Georg wie ein Schleier von den Augen. Das war es, was immer in ihr gewesen war bei allem, was sie sagte, und allem, was sie tat: diese starke, tiefe Liebe zu dem andern — zu ihrem Verlobten. Die hatte ihrem Leben das edle Gleichgewicht gegeben: die Ruhe und die Güte und das Verstehen. Er sah die leicht gebeugte Gestalt des Mannes wieder vor sich, der eben neben Mariane Molenaar an ihm vorbeigehritten war, und wollte seine Züge sich wiederum in die Erinnerung rufen. . . . Den also liebte sie! Was er wohl für ein Mensch sein mochte? Und bei all' diesem Denken war keine Spur von Schmerz in ihm oder von Leid. Wie etwas Großes, Heiliges erschien ihm die Liebe Mariane Molenaars; er wußte, daß ihm die Freundin niemals so nahegestanden hatte wie nun. Und eine Dankbarkeit zu ihr stieg zugleich in ihm auf — Dankbarkeit dafür, daß sie ihn in jener Nacht nicht abgepeißt hatte mit Worten, die von ihrer Liebe und Verlobung redeten, daß sie ihm feinfühlig und gut gesagt hatte: Die Sehnsucht führt dich her, die sucht nach ihrem Heim, und die ging irre. . . . Dann aber schwirte ihm ein Satz, den Teltfcher erst gesprochen hatte, noch einmal durch den Kopf: Jetzt hat er sich doch wieder gut erholt. . . . Da fragte Georg auch schon.

Und Joseph Teltfcher nickte.

„Freilich war er krank. Mich wundert's, daß Sie das nicht wissen. Den ganzen Winter und das Frühjahr war er unten an der Riviera — vor ein paar Wochen ist er zurückgekommen. Ein Lungenleiden ist es gewesen, jetzt aber soll er doch ganz wieder herg'stellt sein. Is' übrigens ein ganz prächtiger Mensch, der das Mäd' verdient!“

Und da verstand Georg auch das frohe Leuchten, das er in Marianens Augen gesehen hatte in jener milden Frühlingsnacht, als der Duft der blühenden Gärten sie beide umzog. Als dächte sie an etwas Schönes, Starkes, das nun seiner Erfüllung näher ging, war es ihm damals gewesen — aber die Deutung dafür hatte ihm gefehlt. Nun kannte er die Lösung: der Kranke, der fern gewesen, war gesundet und sollte wiederkommen. Und wie in jener Nacht, so klang Georg nun in der Erinnerung an sie die Stimme Marianens: . . . Treu sein. . . . glauben Sie mir, das ist das Höchste

und das Tiefste zugleich, und nichts Hohes ist und nichts Tiefes ohne das . . .“

Georg und Joseph Teltcher sprachen an jenem Abend nur noch wenig während ihres gemeinsamen Ganges. Aber als sie eine Strecke lang schweigend und jeder im Bann seiner Gedanken nebeneinander hingeschritten waren, fragte der Bildhauer unvermittelt: „Neue Nachrichten von Falt haben Sie wohl auch nicht bekommen?“

„Nein . . .“

Teltcher klopfte mit gefurchter Stirn die kurze Holzpfeffe an seinem Stock aus und schob sie in die Tasche.

„Der Professor Bernhardt war gestern bei uns im Atelier. Ich werd' ihn modellieren — mein Professor hat mir den Auftrag zug'schanzt — ja. Und das Fräul'n Else war auch mit da . . . Himmel Herrgott! — der Kerl, der Falt . . .“

Er sprach nicht weiter. Aber die Furchen blieben auf seiner festen, knöchigen Stirn, und seine Gedanken kamen nicht los von dem lieben Mädchengesicht, das sonst so blühend schön gewesen war, und aus dem nun Sorge und Bangen und angstvoll verhaltene Tränen sprachen . . .

Weiter ging die Zeit. Sie trug den Sommer vorüber und brachte den Herbst. Sie führte die Menschen alle zurück in die Stadt und gab dem Leben der Arbeit wieder seinen vollen Schwung. Und Georg stand fest auf seinem Platz und tat seine Pflicht. Die Unsicherheit, die in dem ersten Jahr in der Fremde in ihm gewesen war, die war von ihm gefallen. Nicht daß die Sehnsucht nach den Seinen und nach der Heimat schwächer geworden wäre; aber er war stärker geworden. Er wußte, daß er nur ein Gast hier war, und daß er aushalten mußte und alle seine Kräfte stählen, wenn er die Ziele seiner Träume erreichen wollte.

Die Träume aber waren gleich geblieben. Nur weniger phantastisch — ruhiger und klarer waren sie geworden. Sie strebten nach wie vor zu seinen Lieben und ließen ihn ein eigenes Besitztum sehen, in dem er für Sefphi und die Mutter schaffte. So waren seine Briefe, die er nach Hause sandte, voll Zuversicht und Liebe. Er gab mit ihnen den beiden Menschen in der stillen Gasse Ruhe und Freude, so wie er selbst aus den guten Briefen der Frau Marie Bang und Sefphis die Kraft und das Gleichgewicht für sein Leben gewann.

Und wie ein Luzeus floß neben diesem verschwiegenen Innenleben das weitere Treiben um ihn her an ihm vorüber. Ost, wenn er durch die Straßen schritt und die Menschen plaudernd an ihm vorüberhafteten, wunderte er sich selbst, wie wenig zugehörig zu all diesen Wesen er sich fühlte. Gewiß, da waren Menschen, die ihm liebe Freunde geworden waren — Frau von Hellstein, die Feine, immer so herzlich Gütige, Mariane Molenaar, die in dieser Zeit die Frau des Doktor Mann geworden war, Joseph Teltcher und die Thienemanns — und doch wie jäh verschwand und brach die fesselnde Kraft all dieser Menschen, wenn in ihm seine Sehnsucht nach der Heimat erwachte.

Besonders stark hatte er das eines Abends gefühlt, als er allein und müde von der Arbeit nach Hause schritt. Da waren Extrablätter ausgerufen worden, und Telegramme waren an allen Schaufenstern und Plafatssäulen angeschlagen. Der Kronprinz Rudolf hätte sich in seinem Jagdschloß Meierling bei Wien erschossen, hieß es, und die Gerüchte gingen, er wäre dort nach einem frohen Mahl von trunkenen Genossen erschlagen worden.

Da standen mit einem Mal, bei all der tiefen Ergriffenheit, sein Wien und seine Heimat und all die Menschen seiner frühen Jugend wiederum hell vor Georgs Seele. An Heinrich Gerold mußte er mit einem Mal denken, und dann wuchs ihm in der Erinnerung klar wie zum Greifen ein Bild empor: er und Sefphi. Um sie beide der weite Wiener Burghof, feierlich und still wie ein grauer Niesenjaal. Auf den langen Bänken der Kaiserwache die Bosniaken mit rotem Fes und an der schwarzgelben Barriere bei den Gewehren die verblühene Fahne. Ruhe und feierliche Stille wie Erwartung über allem — nur der Taktschritt des wachenden Postens. Da plötzlich ein

Ruf — ein Ruf: „Ge—währ—er—aus!“ Und nun eine jähe Hast in all den braunen Gefellen, die nach den Waffen greifen, ein wirbelndes Rauseln der Trommel, das Blitzen eines Säbels im Salut und ein Hofwagen mit goldblinkenden Speichen, den Leibjäger auf dem Bod, der in eiliger Fahrt über den hies-beitrenten Platz und durch das hallende Burgtor jagt.

Damals, am Tag vor seinem Scheiden aus Wien, hatte er neben Sefphi den Kronprinzen zum letztenmal gesehen. Nun war der tot, und Georg war zumute, wie wenn ihm zugleich ein Stück seines Jugendlebens entrispen worden wäre. —

Im folgenden Frühjahr schied Falt plötzlich aus dem Rabenhaus. Er hatte einen vorteilhaften Antrag von einem amerikanischen Konzertunternehmer bekommen und rasch zugriffenen. Sein Abschied von Georg war hastig und seltsam zurückhaltend. Er sprach von den großen Verhältnissen, in die er nun mit einem Schlag träte, von den vorzüglichen Aussichten, die sich ihm böten, und wie er drüben in kurzer Zeit und mühelos beinahe erreichen würde, was hier mit tausend Plagereien und Quälereien kaum zu erringen sei. Er werde gewissen Herrschaften schon zeigen, daß er der Mann sei, sich in großzügiger Umgebung, die frei sei von Philistertum, sein Künstlerleben zu gestalten. Von Else sprach er nicht, doch Georg wußte, daß der Professor Bernhardt, der von der Liebe seiner Tochter zu Falt erfahren, mit diesem sich ernst und lange ausgesprochen hatte. Er hatte dabei fest darauf bestanden, daß Falt, ehe er Else wiedersehe und im Haus verkehrte, sich eine Stellung schaffe. Wie einen Feind sah Falt seitdem „den Alten“ an.

Wieder kam Ostern, und es brachte diesmal doppelte Freude für Georg: sein Aufrücken zum „Ältesten“ — zum ersten Lehrling — und den Besuch des Herrn Franz Schneeberger. Zur Messe war der herübergekommen nach Leipzig, wie er sagte, um den „Bahöll auch amal wieder mitzumachen“, wie aber Georg wohl fühlte, zum besten Teil, um nach ihm zu sehen. Und er schien zufrieden zu sein mit dem, was er fand. Denn er war bei all seiner Anurigkeit, die gegen früher noch zugenommen hatte, doch immer von einer verbissenen guten Laune und ließ Georg, den er sich für die Tage seiner Anwesenheit von Herrn Gutkind freigegeben hatte, kaum von seiner Seite.

Herr Franz Schneeberger hatte sich nur wenig verändert in den beinahe zwei Jahren, während deren Georg ihn nicht gesehen hatte. Nur das Grau seiner Haare war jetzt noch heller, und die Furchen in seinem Gesicht hatten sich gemehrt und waren schärfer geworden. Und noch etwas Neues war da: eine größere Sicherheit war jetzt in ihm, man sah ihm an, daß er auf seinem Platz im Leben festen Fuß gewonnen hatte. War sein Buchladen in Mariahilf auch nur klein — er war doch unbeschränkter Herr darin wie irgendeiner von den Chefs der ersten deutschen Häuser, die sich zur Messe und zum fröhlichen Kantateessen in Leipzig zusammenfanden, und in der langen Liste der eingetroffenen Mitglieder, die das „Buchhändler-Vörtenblatt“ veröffentlichte, stand der Name Franz Schneeberger so gut wie der von Adolf Kröner, von Wilhelm Herz, Hallberger oder sonst einem von den Ersten! Aber bei all dieser größeren Sicherheit — sein sprunghaftes Wesen, das aus der Weichheit und Wärme so gern in die vorgekühlte Härte und Herbheit floh, war gleichgeblieben. Das hatte Georg schon bei dem ersten Wiedersehen gemerkt, als der alte Herr am Bahnhof schimpfend und polternd an seinem Auge gerieben hatte, um ein angeblich ihm zugeslogenes Staubkörnchen herauszuwischen, und das war auch in der Folge immer wieder hervorgetreten. Es war deutlich, während Herr Schneeberger Georg über tausend Dinge des Geschäftsbetriebes ausfragte, und während er selbst von Wien, von seiner alten Freundin, der Mutter Georgs, und von dem Madel, der Sefphi, erzählte.

„Was s' macht, die Mutter? Na, halt wie immer: arbeiten und sich sorgen und sich kein' Ruach gönnen — und eigen-sinnig is' auch — helfen mag sie sich nicht lassen! Es is' a Kreuz, wann ma' mit Frauenzimmer zu tuan hat — ja — 's is' bei deiner Mutter a net anders! Da hat s' doch das

liebe Madel, die Sepherl, die s' auch noch mit durchschleppt. Was hab' i' ihr zuag'redt, sie soll mich da auch a bissel beistuern lassen — nein! Das muas' allein machen! Ihren Kopf muas' durchsetzen — Und gar wann s' auf dich zum Reden kommt — g'rad als ob's d' no a kleiner Bua wärit, für den ma' tausend Angsten haben muas' —!“

Eine Frage nach Sephi stal Georg in der Kehle. Er hätte viel, viel von ihr hören mögen und würgte doch lange vergebens, bis er die Worte über seine Lippen brachte. Und so seltsam gespannt, so ruckweise und drängend kam dann bei aller Ruhe, zu der er sich zwang, seine Frage heraus, daß Herr Schneeberger scharf von der Seite zu ihm hinüberblickte, ehe er Antwort gab. Dann hob er vorsichtig die Brillenstange vom linken Ohr, führte sie im Bogen über die Nase weg und hatte sie auch an der rechten Seite los. Und während er mit seinem großen roten Taschentuch bedächtig die Gläser rieb, kam sein Bericht: „Die Sepherl — ja, die is auch scho' a ganz a groß' Madel g'worden in der Zeit. No, was da alles Traurig's g'wesen is', das hat dir die Mutter ja g'schrieben. Nachher is' rauskommen: der Haderlump, der Herr Crispi, der is' scho' voller Schulden g'wesen, wie er die Mutter von der Sephi g'heirat' hat. Und nachher hat er der ihr Gerstl verspielt und verjurt, der Kachelmacher der —. Jetzt wissen mir gar nix mehr von ihm — Gott sei Dank! Das heist — i' hab von jemand g'hört: Croupier in Monte Carlo soll er sein —. Und d' Sepherl —“ — Herr Franz Schneeberger setzte die Brille mit Sorgfalt und Umständlichkeit wieder auf seine Nase — „ja, die is' gut, die wird nach ihrem Vatern. Z'haus hilft s' der Mutter, wo s' nur kann — auch bei der Stickerie. Die wird einmal a Frau, Georg — ja —.“

Ganz rot war Georg geworden, während Herr Franz Schneeberger so sprach. Es tat ihm so wohl, die guten Worte über Sephi zu hören, und er hätte doch nichts darauf zu sagen gemußt. Sie klangen nur immer wieder nach in ihm, während er neben dem alten Freund hinschritt die Grimmaische Straße hinauf, nach Auerbachs Keller hin, wo sie mit dem von Herrn Schneeberger zu Tisch geladenen Herrn August Thienemann zusammentreffen wollten.

Und dann Wien! — Erst, als Georg danach fragte, kam eine Flut von galligem Ärger, von nörgelndem Gebrumm und Mißvergügen: „Dö kommunale Sawirtschaft übereinand' — dö liberale Schlamperei und der ganze lahm-laderte G'müatlichkeitschwindel!“

Aber als Herr Thienemann, der mit gespitzten Lippen und strahlenden Augen den Rüdeseimer aus dem grünen Römer schlürfte, es wagte, sagte in diese Tonart einzustimmen: „Cha — cha! Man heert's aber ooch allhemein, Herr Schneebercher! Wien ist im Rickant, Berlin wird Wien noch überfliecheln!“ da kam der Wind in Herrn Schneebergers Rede sogleich von einer völlig andern Seite!

„Was? Berlin? Sö, lieber Herr von Thienemann! Hören S' mir damit auf, g'rad' jetzt bin i' zwei Tag' dort g'wesen, bevor ich daher nach Leipzig kommen bin! Berlin mit dö urfaden Kartandelhäuser! Berlin, wo ma' in der ganzen Stadt fei vernünftig's Glas Bier kriegt, und wo ma' im besten Hotel schlechter ist als in Wien im kleinsten Vorstadtbeisel! Hab'n Sö den neuen Burgtring g'jehn in Wien? Sein Sö amal im Burgtheater g'wesen? In an Stück mit dem Sonnenthal und dem Lewinsky und dem Baumeister und der Wolter? Hab'n Sö . . .“

„Cha — cha — kewiß, Herr Schneebercher . . .“

„Bitte, ausreden lassen! Hab'n Sö amal an Auslug in' Wienerwald g'macht — i' bitt', in' Wienerwald, net in' Traunwald' mit seine Föhrenstangerln, bei denen's Grüne erst im vierten Stock oben anfängt! Hab'n Sö amal Wiener Volksfänger g'hört? Kennen Sö den Prater? Die Wiener Univeritätslehrer? Die Burgmusik? Hab'n Sö amal a Wiener Rindfleisch g'essen? Oder Zwetschknödeln? Sein Sö amal in an Fiafer g'fahr'n?“

„Ne, das nu kerade nich . . .“ Ganz verduht und benommen von diesem Redeschwall sah Herr August Thienemann auf sein Gegenüber.

„Na alsdam, mein lieber Herr von Thienemann, dann reden S' nig! Nachher kommen S' erst amal nach Wien und schau S' Zhna dö's alles an, dann werd'n mir seh'n, ob's Ihnen g'fällt in Wien oder net! Und jetzt nig für ungut!“

„Für unfud? Z — von wächen!“ Herr Thienemann hob sein Glas. „Bröstchen, Herr Schneebercher! Ihr Wien soll läben!“

Und die drei Gläser klangen aneinander.

Sie klangen noch manches Mal zusammen in dieser Stunde in Auerbachs Keller, und Georgs Gedanken waren dabei daheim bei der Mutter und bei Sephi, deren Bilder ihm so lebendig vor Augen standen, als gingen sie, unsichtbar für die andern, lei' durch das Dämmerlicht des alten Kellers, in dem einst Doktor Faust den Zauberritt vollführte.

Auch auf Georgs Zukunft kam Herr Schneeberger zu sprechen in diesen Tagen seines Leipziger Aufenthaltes. Ganz aus sich selbst griff er am letzten Abend, da Georg ihn nach dem Hotel in der Mohrstraße begleitete, die Frage auf: „Zerst muasht auslernen, und dann wird sich schon was finden. Z' hab' mit dem Herrn Gutkind schon d'rüber g'redt. Bei ihm bleiben, in seinem Haus, sollst' nicht, das hat kein Zweck, denn was d' in die drei Jahr' net g'lernt hast hier, das lernst a später nimmer. Z' mein', du sollst dann in a Sortiment als G'hilf eintreten. Herr Gutkind wird schon an dich denken, wenn was frei wird bei einem von seine Kommittenden. Da hast' dann dein' G'halt und bist a selbständiger Mensch. Und da halt'st mir dann noch a paar Jahr' aus — bei mir is' auch net anders g'wesen — und recht is' so. Und später . . .“ Herr Schneeberger räusperte sich, und sein Gesicht wurde wieder einmal ganz verkniffen in Unnahbarkeit und Brummigkeit. „Na ja, wann's d' es scho' durchaus wissen magst, später kannt' dann amal bei mir eintreten . . .“ Doch als hätte er damit schon zu viel gesagt, setzte er dann haltig hinzu: „Aber das brauchst' net wieder der Mutter zu schreiben, dö wird's schon noch erfahr'n, wann's Zeit is', das sag' i' nur dir, daß d' an Weg vor dir siehst, und daß d' dir keine Sorgen machst . . .“

Und als Georg, der all die Weichheit im rauhen Mantel dieser Worte wohl fühlte, nach Herrn Schneebergers Hand griff, da entzog dieser ihm rasch seine Finger und legte ihm in hastiger und unbefolgener Bewegung den Arm um die Schulter.

„Bua — dummer!“ sagte er, und während er sich wieder räuspern mußte und seine Stimme zwischen einem tief inneren Lachen und einem ärgerlichen Brummen schwankte: „Und was für a Mordstrumm Ladel als er g'word'n is' . . . länger beinaß als i'!“ —

Wieder Weihnachten — für Georg das dritte in der Fremde.

Da trat um die Mittagstunde Herr Felix Gutkind in auffälliger Hast, eine Depesche in den Händen, in die Glaskür, die sein Privatzimmer mit dem großen Kontor verband.

„Cheorch!“

„Herr Gutkind?“ Georg kam hinter seinem Pult vor.

„Gomm toch 'mal 'rein ze mit!“

Und als Georg hinter seinem Chef das kleine, von dickem Pseifenqualm durchdrückte Zimmer betreten hatte, schritt Herr Gutkind an sein Pult und sah mit vorgestemtem Kopf unter der Brille hervor seinen ältesten Lehrling prüfend und einbringlich an. „Es ist dir wohl begannt, daß ich seinerzeit mit Herrn Franz Schneebercher eine dreijährige Lehrzeit deinetwächen verabredet habe . . .?“

„Ja, Herr Gutkind — das weiß ich.“

„Hm. — De hättest also noch bis ze Ostern ze lernen bei mir . . .“

„Ja.“

„Au, da habe ich äben eine sehr trauriche Nachricht begomm' . . . mein Kommittend, der Herr Hermann Schulze

in Breslau, der Inhaber der Schulze'schen Buchhandlung, hat sich heute nacht erschossen . . .“

Herr Gutkind hielt ein; seine Augen ruhten scharf auf Georg. Dann nickte er, griff die kurze braune Holzpfeife vom Tisch, zündete sie an und paffte ein paar dicke Wollen vor sich hin. Und obwohl der alte lendenlahme Dachshund, ganz ruhig und apathisch auf seinem einstmals grünen Fauteuil liegend, die Auseinanderetzung mit angehört hatte, sagte Herr Gutkind doch, in alter Gewohnheit: „Nuhich, mei' Hundche! Cha — scheen ruhich, Männe! Zoo — Praves Hundche' — cha!“

Dann erst, als sein Blick wieder auf die Depesche gefallen war, wendete er sich wieder an Georg:

„Nu cha — also de gemit de Verhältnisse in der Schulze'schen Buchhandlung. Es ist eine alte Firma, im Grund auch gud — un' der Herr Schulze war mir befreundet. Ich habe dem Mann ziemlich viel Geld vorgeschossen — er war äben schon seit Jahren im Schlamassel. Nu hat er aufs Weihnachtsgeschäft wieder trofke Hoffnung'n gesetzt — und wie's nich so king, wie er sich's dachte — es gamen da noch kanz eichenartige Dinge dazu . . .“ Herr Felix Gutkind schüttelte leise den Kopf und sah in den blauen Rauch, der seine Wollen durch die Stube wob.

Blöglich sprach er dann weiter:

„Nu also, um kurz ze sein: ich brauche ein'n Mann dort, auf den ich mich verlassen gann, bis das Reschäft ein' neuen Besitzer hat. De hast dich tichlich kessiebt in deiner Lehrzeit — de bist ein erster und verlässlicher Mensch koworden — ich schen' dir die paar Monate, ich mach' dich zum Gehilfen und schicke dich dort hin. Un' nu' mußt de aber morchen frieh schon fahren — wenn's ooch der Christtad ist . . . Geht das?“

„Ja, das geht“, sagte Georg, und die Freude über das Vertrauen seines Chefs und die schöne Aufgabe, die vor ihm stand, drängte das Mitleid mit dem Mann zurück, dem schwere, ringende Sorgen die Waffe in die Hand gedrückt hatten.

„Nu, dann wollen wir rasch das Wichtigste besprechen . . .“

Und nun begannen in dem räucherigen Privatkontor die Erläuterungen des Herrn Gutkind zu dem traurigen Fall, in dem Georg seine Sporen als Gehilfe verdienen sollte. Beinahe eine Stunde währten die Ausführungen und Weisungen des Chefs, dann schrieb er noch das Lehrzeugnis für Georg und gab ihm Geld zur Reise und zur ersten Lebensführung.

Als Georg sich zum Schluß bedanken wollte, wehrte Herr Felix Gutkind ab: „Schon kood — das nehm' ich als kenossen! Nu mach' dei' Sache kood — un' mach mer Ehre da draußen im Läden! Un' nu' geh mit Kott! Cha — un' verliß nich', Reich ze schreiben, wie alles steht . . .“

Herrn Felix Gutkinds Augen senkten sich und sahen durch die Brillengläser auf das Pult nieder. Langsam lesend bewegten sie sich von links nach rechts und rasch zurück und wieder von links nach rechts, als folgten sie den Zeilen des Kontos „Schulze'sche Buchhandlung“, das da noch vor ihm aufgeschlagen lag. Und ganz still war der große, seltsam häßliche Kopf bis auf das Leben dieser Augen.

Leise hüstelnd bewegte sich der Hund. „Nuhich, Männe — ruhich . . .“

Georg stand noch immer da. Ihm war es, als müßte er noch etwas sagen — als wäre das sein Abschied von einem Mann, in dessen Dienst er durch beinahe drei Jahre gestanden, der sein Lehrherr gewesen war und ihm die Grundlage seines Berufes gegeben hatte. „Herr Gutkind . . .“

Die Augen hielten ein in ihrer Wanderung über die Zeilen und sahen unter der Brille hervor auf. Der Kopf bewegte sich nicht — nur ein fragendes Erstaunen lag in den Zügen.

„Cheorch — de bist noch da?“

Da fielen dem jungen Gehilfen all' seine warmen Worte ins Nichts. „Adieu, Herr Gutkind!“ sagte er nur.

Und „Adhee — adhee . . .“ klang es zurück.

Seltfam weh war es Georg dabei, und wie er draußen durch die mittagsstillen leeren Kontorräume schritt, da fiel es ihm mit einem Male ein, daß dieser unpersönliche,

verschlossene Mann ihm während der beinahe drei Jahre nicht einmal seine Hand gereicht hatte.

Nicht zum Gruß beim Kommen und nicht zum Abschied . . .

Dann schritt Georg über den jungen Schnee, der auf den Straßen lag, nach Hause — und dachte der Menschen, von denen ihn sein Leben nun trennen würde, und dessen, was die Stadt und die Jahre ihm gegeben hatten.

Bei Thienemanns wurde er schon mit Spannung erwartet. Die lange Besprechung mit dem Chef hatte die Neugier des Herrn August Thienemann aufs höchste gereizt. Erst hatte er abwarten wollen, bis Georg herauskommen würde, um gleich zu erfahren, worum es sich handelte, dann aber hatte ihm das zu lange gedauert — so war er gegangen.

Die Nachricht, die Georg brachte, traf Herrn August wie Frau Karola schmerzlich — sie hatten Georg beide liebgewonnen. Und namentlich die gutmütige und runde Frau machte kein Hehl aus ihrem Trennungsleid.

„Nu ist mer doch chahrelant beisann' kowäsen — un' daß genn' Se nich' anders sachen, Bang — kood haben Se's toch kehabt bei uns — nich' wahr, Nuchust? — wir haben toch kewis nigend was fehlen lassen — cha . . .! Un' nu wech ich gleich nich' mal, ob Se denn Ihre Wäsche so schnell noch friehen genn' von der Wajchfrau — un' das dritte Paar Schuhe is' ooch noch beim Schuhmacher . . . Aber da heist's äben ooch: Aus den Luchen, aus dem Sinn! Nu geht er ze de fremden Leite, un was mer da chahrelant fetan hat, das is veressen un' wechkepläsen . . .“

Und auf einmal setzte sich Frau Karola Thienemann mitten in der Guten Stube, in der schon Vorbereitungen für die abendliche Bescherung getroffen waren, kenzengerade auf einen der von ihren Schutzhüllen noch wohlverdeckten Prunkfauteuils, legte die beiden molligen Hände vor das Gesicht und begann gottsjämmerlich zu schluchzen.

Da mußte denn Herr August trösten: „Aber Garolachen — i, nu nee, sowas! Is' toch nur Breslau! Der wird sich umsähen! Breslau — un' nach Leibz'ch! Nu, so weine nur nich — muß doch ooch emal sein — oder soll er wie ich sei' Läden lang da in der Ferma A. Che. K. t. gind kleben bleiben? . . . Nu also!“ Und dabei stüßten seine blanken Elsternaugen hin und her. Sie blinzelten Georg zu und beruhigten Frau Karola — und hatten doch eine eigene Unsicherheit am Grunde, die sich in all' der Geschäftigkeit kaum verbergte.

Georg selbst wurde ganz weich. Die beiden Menschen standen ihm mit einem Male nun, da die Stunde des Scheidens kam, näher als je vorher.

Nachmittags nahm er Abschied von seinen Freunden.

Er war bei Frau von Hellstein, die ihn voll Güte und voll mütterlicher Liebe aufnahm.

„Sie gehen also auch, mein lieber Bang?“ Die alte feine Frau sah in dem dieser mild verblichenen Seidenstühle, und auf dem kleinen faltigen Gesichtchen, in dem nur noch die beiden Augen ein träumerisches junges Leuchten hatten, sah um den schmal gewordenen Mund ein wehes Lächeln. „Wie doch die Zeit vergeht! Drei Jahre waren es beinahe? Ach nein — wie ist das möglich! Mir ist's, es wäre Monate erst her, daß ich Sie damals vor dem Bild meines Franz getroffen habe . . . Und das — das hab' ich Ihnen nie vergessen, mein lieber Georg . . .“ Ihr Blick ging durch die offene Flügel Tür und träumte auf dem großen Bild des schönen Mannes.

Nach einer Weile, die es still im Zimmer war, daß nur die alte Bronzependüle, an der Poseidon auf dem Wolkenwagen an einem dünnen Stänglein hängend als Pendel hin und wider fuhr, ihr Ticken hören ließ, sprach sie dann vor sich hin:

„Wie seltsam es in meinem Leben ist. Die Menschen gehen alle, und nur ich alte Frau muß bleiben. Aber die einen gehen — und wenn sie auch gegangen sind und tot sind oder fern, so leben sie mir doch und sind mir nah. Das ist mit meinem Franz so, der meinem Leben erst die Sonne gegeben hat, und ist mit vielen jungen Menschen so, die meinem

Alter von ihrer frohen Jugend ein Stück ins Haus getragen haben. Auch Sie — ich weiß das, Georg — Sie werden mir nah und lebendig bleiben.“

Sie hob die schmale, blasse Hand und strich ihm leise über den Arm. „Haben Sie Schmerlin gekannt? Ossipp Schmerlin — den Geiger? Aber natürlich haben Sie ihn gekannt — Sie waren ja Freunde! Sie mußten Freunde sein!“ Mit einem Lächeln, das um Entschuldigung zu stehen schien, fuhr sie über die eingefallenen Schläfen. „Mir mengt sich die Vergangenheit oft ineinander — dann scheint mir Nahes fern und Fernes nah . . . Ja — was ich sagen wollte: auch Ossipp Schmerlin ist mir nahegeblieben — obwohl er doch über dem großen Wasser ist. Nun feiert man den feinen Künstler drüben in Washington und Philadelphia und in Chicago. Er aber schreibt mir, wie man einer Mutter schreibt . . .“

Dann glitt es ernst und zitternd über ihr Gesicht.

„Verloren habe ich in dieser Zeit nur einen einzigen, auf den ich viel gehalten habe . . . Falk . . . Es soll ihm übrigens recht gut gehen — Schmerlin hat ihn getroffen in Chicago: er hat sich dort verlobt mit der Tochter eines sehr reichen deutschen Brauers — vielleicht ist er auch schon verheiratet . . . Und denken Sie, mein lieber Georg, er soll sich hier ganz ernst auch für ein liebes junges Mädchen interessiert haben, die in meinem Haus verkehrt hat . . . Wie doch das Leben ist . . .!“

Georg küßte die lieben alten Hände, als er ging. Und wie sich dann das eiserne Gittertor des Gartens hinter ihm schloß, sah er noch lange zurück auf das zierliche Häuschen mit seinen Pergolen und Loggien, mit seinen Friesen und bunten Malereien, das in den schneebedeckten Beeten und Anlagen wie ein Stück glücklich träumende Vergangenheit gebettet lag — ein Märchenschloß im Geist Moritz Schwinds.

Und weiter ging sein Abschiedsweg, zu Teltcher, der jetzt schon seit einem halben Jahr ein eigenes Atelier besaß, und zu Mariane Mann. Er hätte nicht von Leipzig scheiden mögen, ohne auch ihre Hand zu halten. Und von dem Freund wie auch von der jungen Frau nahm er Bilder voll Stärke und voll Herzlichkeit mit auf den Weg.

Den Bildhauer hatte er bei der Arbeit an einem Mädchenkopf getroffen — und Teltcher, der sonst nie zu den Geheimnisfrämern zählte, hatte bei Georgs Eintritt mit knurriger Verlegenheit ein nasses Tuch über das Werk geworfen. Und doch war's Georg in dem Augenblick, als sähen ihn da aus dem feuchten Ton zwei junge stille Augen an, ein liebliches Gesicht mit einem frühen Weh, darunter wiederum ein neues Blühen keimen will — Else Bernhardt.

Mariane Mann aber hatte, als Georg kam, den Weihnachtsbaum in ihrem jungen Heim geschmückt.

Es dämmerte, als Georg heimwärts schritt.

Hier und da schon waren die Fenster hell — der Widerschein strahlender Christbäume fiel durch die Scheiben. Und unten hasteten die Menschen, die meisten reich beladen mit Paketen und in den Zügen eine stille Freude.

Georg ging durch den Trubel der abendlichen Gassen.

Wie eng sie ihm heut wieder alle schienen — und doch wie heimelig sie waren! Auch von ihnen waren ihm manche in den Jahren, die er hier weilte, wie Freunde geworden, denen sein Abschiedsweg nun galt. Rasch schritt er durch die einen — hier war allein sein Nicken, ein Blick über die Häuser und das Getriebe sein letzter Gruß. Langsam und zögernd ging sein Fuß durch andere. Da sahen ihn die alten grauen Bauten mit ihren Schneefapuzen und ihren weißgekrönten Simsen an, als wüßten sie, was jetzt sein Fühlen war. Wie oft in Müdigkeit nach arbeitsvollen Tagen, in Sehnsucht und in Träumen nach der Heimat war er hier hingeschritten. Jetzt aber, da es ans Scheiden ging, empfand er weh und staunend, daß die Fremde ihm doch nahegetreten war. Wie Herr August Thienemann und Frau Karola! dachte er — und er ging rascher, denn er wußte, daß die mit ihrer Weihnachtsfeier in der „Guten Stube“ auf seine Rückkehr warten mochten . . .

Und manche Träne floß an diesem Abend der guten Frau Karola noch in den Weihnachtspunsch und auf die selbstgebackenen Mandel- und Rosinenstollen, denn Georgs Reisekoffer — die alte Gabe des Herrn Franz Schneeberger — stand während der Bescherung schon offen in der schmalen himmelblauen Stube. Und ihr, der Frau in reifen Jahren, die nie ein Kind besessen hatte, war es trotz aller Worte ihres Mannes mit einem Male so einsam und so weh in ihrem Herzen.

Den größten von den Mandelstollen mußte Georg mit in seinen Koffer packen, und auf dem Weihnachtstisch fand er ihr Bild und eine silberne Krawattennadel, die er, das mußte er versprechen — „stets ästernieren un' in Ehren halten“ wollte.

Als aber alles ruhig war im Haus und Georg in der schmalen Stube zum letzten Male an dem Stehpult stand, schrieb er noch einmal an die Mutter und an Sephi. Er mußte es, das war die beste seiner Weihnachtsgaben: der Schritt, den er im Leben weiter tat.

Am nächsten Morgen aber, früh, als noch der Dämmerchein der heimgegangenen Nacht über den Straßen lag, gab Herr August Thienemann ihm das Geleit zum Bahnhof . . .

(Fortsetzung folgt.)



Deutscher Schulverein in Buenos Aires. Der siebente Jahresbericht des deutschen Schulvereins in Buenos Aires stellt erfreulicherweise ein stetes Anwachsen der Schülerzahl fest und läßt deutlich erkennen, daß auch das der deutschen Schule entgegengebrachte Interesse von Jahr zu Jahr zunimmt. Mit besonderem Dank wird der hochherzigen Beihilfe des Deutschen Kaisers gedacht, der auch im vergangenen Jahr 15 000 Mark aus dem Reichstonds bewilligt hatte, und an diese Dankjagung knüpft der Verein die an alle Freunde der deutschen Schulen im Ausland gerichtete Bitte, doch durch Zuwendung von Geld und entbehrlichen Schul- und Lehrbüchern die Lehrer- und Schülerbibliotheken dieser Schulen unterstützen zu wollen. Wir schließen uns dieser Bitte an und möchten die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf lenken, doch alle etwa in Schränken und Laden, Kinderzimmern und Kumpelkammern unbemüht, ungelesen herumliegenden Bücher zu sammeln und sie der deutschen Schule in Buenos Aires einfinden zu wollen, sind doch diese Schulen die zuverlässigsten Stützpunkte für die Kulturarbeit deutscher Pioniere im Ausland.

Julius Stockhausen. (Zu dem Bildnis auf nächster Seite.) Am 22. Juli d. J. begeht Julius Stockhausen, der berühmte Gesanglehrer und einstige Meisterränger, seinen 80. Geburtstag. Er gehört auf dem Gebiet der Gesangskunst und -pädagogik zu den bedeutendsten Erscheinungen des vergangenen Jahrhunderts, und eine Reihe berühmter Sänger und

Sängerinnen verdanken ihm Ruhm und Karriere, sind aus seiner strengen Schule hervorgegangen. Julius Stockhausen war, was Talent und Liebe zu Musik betrifft, „erblich belastet“. Seine Eltern waren beide ausübende Musiker: der Vater ein Harfenvirtuose, die Mutter, geb. „Margarete Schmid“, eine s. Z. rühmlichst bekannte Sängerin. Die holde Stimme der Mutter war es denn auch besonders, die des Knaben musikalisches Empfinden zur Entfaltung brachte, und er hatte das seltene Glück, die eigene Begabung und Neigung mit dem Wunsch der Eltern zusammenstimmen zu sehen. Das Pariser Konservatorium und des kürzlich erst verstorbenen Manuel Garcias nie schlende Hand leiteten das junge Talent in die rechte Bahn, und eifrig betriebene Sprachstudien lamten dem Sänger Stockhausen zugute. Auf dem Musikfest zu Düsseldorf, im Jahre 1853, erregte der Gesang Stockhausens zum erstenmal Aufsehen bei Fachleuten und Publikum, und die nächsten Jahre brachten eine Kette glänzender Erfolge im Konzertsaal. Er war der gefeiertste Sänger Deutschlands geworden, und, von 1862 bis 1867 auch der Dirigent der Philharmonischen und Singakademie-Konzerte in Hamburg. Vorübergehend war Stockhausen auch in Süddeutschland — so nahm er 1869 in Stuttgart eine Stellung als Kammeränger an — aber die Jahre 1874-78 finden ihn in Berlin, wo er als Direktor des damals verwaisenen Sternschen Konservatoriums eine hegenreiche Tätigkeit entfaltete und sicher geliebt wäre, wenn die Verhältnisse sich seinem Wunsch gemäß gestaltet hätten.

Es war ein großer, schwerwiegender Verlust für die Reichshauptstadt, daß Stockhausen 1878 nach Frankfurt übersiedelte und dort, erst als Lehrer des Hochschen Konservatoriums, dann an der selbstgegründeten Gesangsschule, die studierenden Sänger und Sängerinnen nachzog. Diese Schule, die heute noch besteht, aber seit neuerer Zeit in die Hände des Musikdirektors Parlow übergegangen ist, hat viele der schönsten, glänzendsten Talente herangebildet, und ein zweibändiges Werk, in dem Stockhausen seine Unterrichtsmethode niedergelegt hat, ist das Brevier zahlloser Gesangstudierender. Der 80. Geburtstag Stockhausens wird den über die ganze Welt verstreuten Schülern und Schülerinnen des verehrten Meisters Gelegenheit geben, ihn mit Beweisen der Dankbarkeit, der Liebe zu überschütten, uns aber soll er erinnern an das, was Stockhausen geleistet und errungen hat, als ausübender Künstler vornehmster Art und als Lehrer Tausender, denen er Ziel und Wege gewiesen.

Drachen im Gewitter. Der Drachen, sonst ein Spielzeug der Jugend, wurde von Benjamin Franklin in den Dienst der Wissenschaft gestellt und half dem großen Amerikaner, die geheimnisvolle Natur der Gewitterentladungen zu enträtseln. Nach einer langen Pause wird er in der Neuzeit von den Meteorologen wieder zur Erforschung der höheren Luftschichten benutzt. Bei seinen Aufstiegen ist er natürlich oft der Einwirkung der Wolkenelektrizität ausgesetzt. Damit hierbei kein Unglück geschehe, trifft man selbstverständlich Vorsorge. Die Winde, um die der Draht gewickelt ist, wird durch Leiter gut mit der Erde verbunden, damit kein Spannungsunterschied zwischen Winde und Erde entstehe und elektrische Schläge vermieden werden. Wenn aber der Drachen rasch emporsteigt und in Wolkenchichten gerät, die eine von der bisherigen Umgebung gänzlich verschiedene elektrische Ladung besitzen, oder wenn bei böigem Wetter dunkle, stark elektrisch geladene Wolken gegen den Drachen anstürmen, dann geschieht es wohl, daß der Draht solchen Spannungsänderungen einen zu großen Widerstand bietet und eine Entladung längs des Drahtes erfolgt. Über solche Katastrophen hat neuerdings Dr. Perlewis in den „Annalen für Hydrographie“ berichtet. An einem Apriltage wurde auf dem Hamburger Versuchsfeld während einer Schnee- und Wolkenbö ein Drachen aufgelassen. In wenigen Minuten stieg er von 2000 auf 2350 Meter. Da erfolgte ein Blitz längs des Drahtes. Ein heller Funkenregen wie bei einem Feuerwerk ergoß sich weit fort über das Drachensfeld. Er rührte von den glühenden Teilen des geschmolzenen Drahtes her, dessen Restbestandteile man als kleine Hohlkugeln auf der feuchten Wiese sammeln konnte. Während des ganzen Tages war diese Entladung das einzige Zeugnis einer elektrischen Erscheinung in der Atmosphäre; nicht ein Blitz oder Donner wurde sonst wahrgenommen. Ein ähnlicher Fall ereignete sich an einem Lusttage vorigen Jahres bei böigem Westwind mit schwarzen Haufenwolken. Man hatte bereits 2980 Meter Draht aufgelassen, und der Drache stand etwa 1400 Meter hoch, unsichtbar in

einer Wolke, die bis 1250 Meter herabreichte. Man wollte die Bö abwarten und, wenn der Zenith sich aufhellte, einen Hilsdrachen nachsenden. Da erfolgte plötzlich ein furchtbarer Krach; eine hellrot und weißglühende, fast 3000 Meter lange Linie zog sich vom Standpunkt der Beobachter bis hoch in die Wolken hinauf. Binnen kurzem wurde sie in einen gelblich roten Dampfstrich verwandelt, der langsam vom Wind verweht wurde. Während dessen vernahm man ein dumpfes, ziemlich langanhaltendes Donnervollen. Die Bö und die Gewitterwolke verschwanden, desgleichen aber auch der Draht mit 3000 Meter Draht, der vollständig verdampft wurde. Diese Beobachtungen lehren, daß es wohl möglich ist, durch Drahtenaufstiege elektrisch geladene Wolken zu entladen und ein Gewitter einzuleiten oder einen Gewitterschlag an einem beliebigen Ort hervorzurufen. Andererseits kann man auch durch solche Entladungen ein sich bildendes Gewitter zumachte machen oder seinen Ausbruch verzögern. Eine praktische Anwendung dieser Methode ist nicht ausgeschlossen, allerdings sind solche Experimente gefährlich, da sich an der Drahtwinde Kugelblitze bilden können.



G. Hart, Freiburg i. B., phot.

Professor Julius Stockhausen feiert seinen 80. Geburtstag.

Die feierliche Grundsteinlegung zum neuen Universitätsgebäude in Freiburg i. B. versammelte in der badischen Universitätsstadt viele Würdenträger, die gesamte süddeutsche Jugend und zahlreiche Ehrengäste, u. a. den Großherzog und die Großherzogin von Baden, die ersten Hammerschläge auf den Grundstein des neuen Universitätsgebäudes taten. Vor nahezu 450 Jahren wurde die Freiburger Hochschule durch Erzherzog Albert Ludwig von Österreich gegründet. Der Wellenschlag geschichtlicher Ereignisse brauste über sie her, erst als sie nach dem Preßburger Frieden an die Krone Baden kam, nahm ihre Entwicklung einen ruhigen Verlauf; hoffentlich steht dieser gute Stern auch über ihrer neuen Stätte!

Der russische Eierhandel. Die russische Hühnerzucht hat allmählich einen derartigen Umfang gewonnen, daß sie einen großen Teil des Eierbedarfs in den westlichen Kulturstaaten decken kann. Das Haupterzeugungsgebiet umfaßt die Gouvernements Tambow, Kurks, Drel, Njasan, Tula und die Gegend an der mittleren Wolga. Russlands Eierausfuhr kommt der Menge und Bedeutung nach gleich hinter die Hauptausfuhrartikel Getreide und Flachszu stehen. Allein über die europäische Grenze wurden im Jahr 1903 2768 Millionen Eier im Wert von 51 Millionen Rubeln verschifft. Die Eier gehen mit der Eisenbahn zumeist nach den Ostseehäfen, um dort nach Deutschland, den Niederlanden, Belgien, England und Frankreich verschifft zu werden. Verhältnismäßig gering ist die Eierausfuhr über die deutsche Grenze mit der Bahn; sie betrug 1903 nur 670 000 Pud. Über die österreichische Grenze gingen 2 075 000 Pud, über die rumänische 406 000 Pud.

Die Eröffnung der Pilschgaubahn. (Zu der umliegenden Abbildung und Karte.) In Gegenwart des Erzherzogs Eugen von Österreich



Am Strand

wurde die erste Strecke der Vintschgaubahn vor einer festlich bewegten Menschenmenge dem Betrieb übergeben. Die neue Vintschgaubahn, die den Verkehr zwischen Tirol und der Schweiz erleichtern soll, durchzieht in einer Länge von 60 Kilometern den oberen Teil des herrlichen Eischtals, bei Meran beginnend und vorläufig bei Mals ihren Ausgang findend. Viele technische Schwierigkeiten galt es zu überwinden, und sie werden noch weiterhin zu überwinden sein, denn die jetzt eröffnete Strecke ist nur ein Teil der Bahn, die über den Fienpaß und Zernes ins Oberengadin und zur Albulabahn und mit ihrer zweiten Verbindung über Nauders und Landeck zum Arlberg fortgeführt werden soll. Immerhin ist schon jetzt durch die Strecke Meran-Mals das Vintschgauer



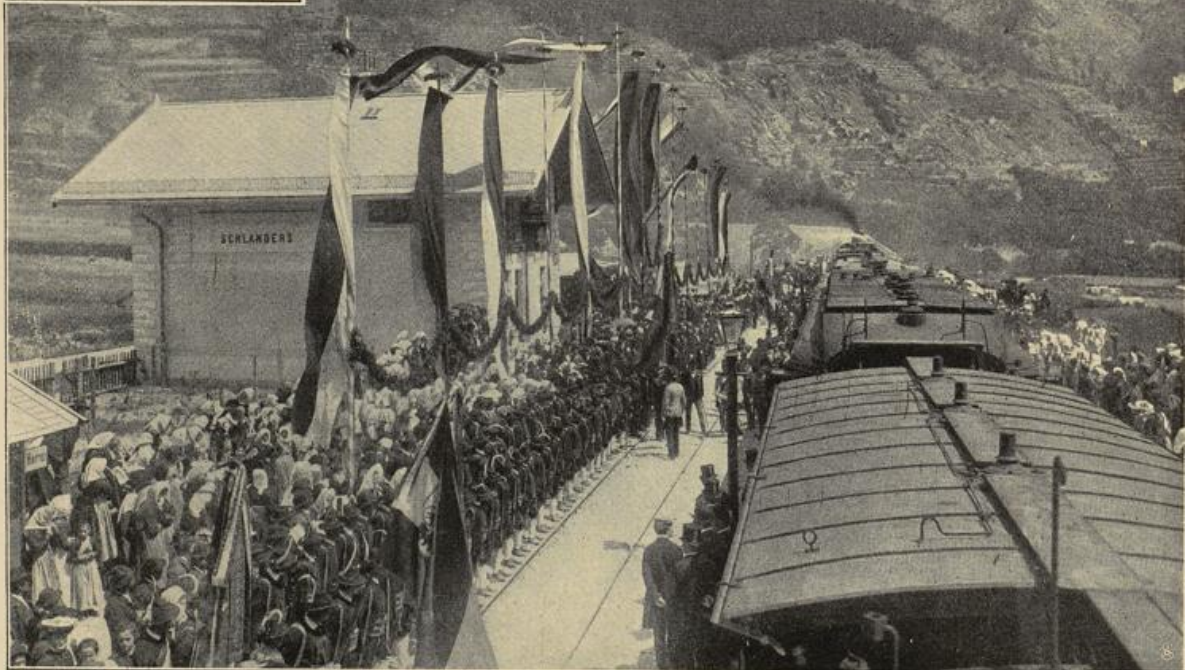
Berggebiet touristisch völlig erschlossen worden, eine wahre Fremdenlust zeigt, wie bedeutsam die Bahn für den Verkehr der dortigen Gegend zu werden verspricht.

Die Athene-Büste Auguste Rodins. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Eine ebenso kostbare wie sinnige Gegengabe stiftete der gefeierte französische Bildhauer Auguste Rodin der thüringischen Universität Jena, die bei der vorjährigen Schillerfeier den Künstler zum philosophischen Ehrendoktor ernannt hatte; eine Athenebüste von seiner Hand. Die in Bronze ausgeführte Büste ist etwa lebensgroß, Hals und Gesicht sind mit grünlicher Patina überzogen. Das Ganze macht einen durch und durch kraftvollen bewingenden Eindruck. Ein außerordentlich lähmes und überlegenes Profil zeigt der leicht nach links gewendete Kopf, in dem kurzen, gedrungenen Hals liegt eine ausgeprägte Leidenschaft und Energie, er wächst aus dem Panzer förmlich heraus. Unter



Die von Rodin der Universität Jena geschenkte Büste der Athene

dem delphinartigen Helm der Göttin quillt ihr volles Haar hervor, zu dem die Schlangen des vorn angebrachten Medusenhauptes hinüberpfleiten. In dem neuen Universitätsgebäude, das in Jena entstehen wird, soll das Kunstwerk einen dauernden und würdigen Ehrenplatz erhalten.



Erzherzog Eugen auf der Station Schlanders.
Von der Eröffnung der Vintschgaubahn.

Woch. Sachstend. Meran, phot.



Blumenmarkt.
Gemälde von Fr. Wähle.

Die Gartenlaube 1906. Kunstbeilage 17.

